

VERDARZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Im Park von Wörlitz. Von Georg Frey (mit Illustrationen von Paul Grot' Johann und Julius Siemering). — Und dennoch! Von Helene. (Fortsetzung). — Gedichte. Von Hermann Lingg. — Das Victoria-Museum in Berlin. — Ein Feenkind. (Bild von Fritz Paulsen, Text von F. S. Kugler). — Dr. Ulrich Arnold Nachf. Von George Hefstiel. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfau (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudereien. — Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 278. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

Im Park von Wörlitz.

(Mit Initiale von Paul Grot' Johann und Illustration von Julius Siemering.)



ier ist's," schreibt Goethe am 14. Mai 1778 an Frau von Stein, „jezt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Göt-

ter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der elysäischen Felder; in der sachtesten Mannichfaltigkeit fließt eins ins andere; keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen an einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinfommt. Das Buchwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit.“

Dort steht sie noch zur Linken des Schlosses, die Bank, auf welcher Goethe seine Briefe nach Weimar schrieb, wo er im Zwiegespräch mit seinem fürstlichen Freunde, Karl August, köstliche Stunden verbrachte. Seitdem ist die damals erst werdende Anlage vollendet worden; freilich entstanden auch in späterer Zeit Kunstlandschaften, welche an Glanz und Neuheit den Park von Wörlitz weit übertreffen. Und dennoch dürfte ihn Goethe auch heute noch reizvoll finden, und Alexander von Humboldt ihn darum nicht weniger ein Paradies nennen, weil er die kräftigeren Effecte moderner Anlagen entbehrt.

Fürst Biedler-Muskau schuf in der Folge das Unmögliche, als er Muskau und Branitz wie blühende Oasen im märkischen Sande emporbringen ließ. Aber aus der Ungunst der Lage, die ihm tausend Schwierigkeiten entgegensetzte, erwuchs ihm ein Vortheil; er gewann den Contrast zwischen einer häßlichen Umgebung und seiner Schöpfung, der allein schon auch für minder Schönes das Auge dankbar vorbereiten würde.

Von einer solchen Folie konnte in einer Gegend nicht die Rede sein, welche den ganzen Reiz einer fruchtbareren, waldreichen Ebene entfaltet. Man komme von Dessau oder der entgegengesetzten Richtung, zu beiden Seiten des Weges prangt dichter Laubwald, nur unterbrochen durch lachende Wiesen, reiche Dörfer, durch Lichtungen, wo das Wild ruhig weidet. Im Tagesdämmer, bei Mondlicht — jede Wendung ein Ruissdael'sches Bild.

Erfüllt von diesem Waldzauber, wäre man für eine durch-

aus künstliche Schöpfung kaum empfänglich gewesen. Nach einem naiven, herzrührenden Volkslied mögen die stolzeften Strophen eines Platen aus Ohr tönen, die Seele lassen sie kalt. Das war eine gefährliche Klippe. Sie ist glücklich umschifft worden; schon allein durch den englischen Geschmack der Anlage, welcher Kunst in Natur zu verwandeln als höchstes Ziel ansieht.

Mit Feinsinnigkeit und einem künstlerisch geübten Blick verstand der Schöpfer des Gartens das Gegebene zu benutzen: das alte Elbbett, in das er Wasser leitete, den Baumwuchs, der als Kern der jetzigen Wäldchen und Gruppen dient.

Die Idee, der Plan gingen von Herzog Franz aus; obwohl ihm fremde Muster vorgeschwebt haben, ist das Ganze sein eigen, der Stempel seiner Persönlichkeit ihm deutlich ausgeprägt. Und er war ganz ein Sohn seiner Zeit. Der Garten, in einem Zeitraum von dreißig Jahren, von 1769 bis 1802, geschaffen, athmet den Geist der Nachklopstock'schen Periode.

Diese Grotten und Höhlen, die Hallen, stiller Betrachtung geweiht, diese Tempel des Tages und der Nacht, die einsamen Fergänge, Urnen und Denkmale, kurz all diese romantischen und sentimentalen Details mahnen an die Tage, von denen Annette von Droste-Hülshoff singt:

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glüh'n,
Als noch der Mond „durch Thürnen
In Niederlauben“ schien,
Als man dem „milden Sterne“
Gesellte, was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne“
Auf sieben Meilen schrieb!

Gestalten im Watteaukostüm, „Schönpslästerchen auf den geschminkten Wangen“, wären eine schlechte Staffage für den Park von Wörlitz, aber auch unser leicht- und schnelllebiges Volk will mir nicht ganz hineinpassen. Die Gefühlseligkeit des vorigen Jahrhunderts ringt hier nach einem harmonischen Hintergrund für jede Stimmung, solche Gefühlseligkeit aber ist der Gegenwart fremd. In diesen Rahmen gehört die tief-sinnende, empfindsame Gesellschaft, die für den Messias und für den Berther schwärmt, Frauen, welche die Urania auswendig gelernt und mit philosophischen Männern über Gott und Unsterblichkeit denken, ein Geschlecht, das der Freundschaft und dem Ideal Altäre erbaut, enthusiastische Jünglinge, schöne Seelen, Matthison und Adelaide! Still und weltfern, aber reich an mannichfaltigen Genußmitteln, ward der Park ein Lieblingsort der Dichter und Denker. Unser geistigen Arbeiter schaffen, wirken, lehren im Lärm und Gewühl der großen Städte; jene, wenig verstanden von der Menge, gehen in die Einsamkeit. Im Schatten fürstlicher Gunst reifen die Früchte ihrer Arbeit.

Die Gastfreundschaft, welche Herzog Franz den besten Geistern hier gewährt, verleihen dem Landsitz den Glanz einer doppelten Aristokratie, den der Geburt und des Talentes.

Herder wird hier bewirtet und sein Andenken lebendig erhalten, denn „Herderinzel“ taucht in treuer Erinnerung an den Helden der Humanität der Herzog ein kleines Eiland zwischen den Kanälen. Sinnend überliest er den Spruch Gellert's unter dessen Büste und die Worte, welche Freund Lavater im Juli 1786 in eine Scheibe des gotthischen Hauses, des eigentlichen Gartenmuseums schnitt:

„Ihr Denkmal' alter Kunst und gottvertrauter Zeiten,
Bewunderung, Wehmuth, Muth, Hoffnung seh'n euch an,
Iwar Kunst und Zeiten . . . doch zeigt ihr uns in Zeiten,
Was frommer Menschheit Fleiß und ernste Tugend kann.“

Voll regen Interesses ordnet der Schlossherr die überseeischen Geschenke Georg Forster's und im Verein mit Cavaceppi die Antiken, welche er mit Winkelmann's Hilfe und Rath erworben. Den Kunstschriftsteller selbst in Wörlitz zu begrüßen, wurde dem Fürsten durch das furchtbare Schicksal vereitelt, das Winkelmann auf seiner Reise nach Deutschland ereilte. Es wäre im andern Falle des Genußes für diesen wie für den Herzog so viel gewesen. Denn Winkelmann verehrte den Fürsten mit Enthusiasmus als Menschen und Mäcen; dieser hinwieder war durchdrungen von der weitreichenden Bedeutung des genialen Mannes. Ein künstlerischer Kreis Rom's hatte Beide bekannt gemacht, und gleiche Ansichten vereinten sie enger, dort trat der Herzog auch in Verkehr mit Winkelmann's hochsinnigem Beschützer, dem Cardinal Albani; ihm dankte er eine Hauptzierde des Schlosses, die Statue eines trunkenen Herkules, ein Meisterstück der Antike aus weißem Marmor.

Die stillen Studien, für welche der Ort so geeignet, unterbroch indes nicht selten ein heiteres Fest. Helle Gewänder blühen durch die Büsche, silbernes Lachen klingt über den Rasen, zierliche Füße im hohen Hadenstuh trippeln die Wege entlang; manch zärtliches Geheimniß wird dem verschwiegenen Hain vertraut. Jetzt blicken jene Frauen aus schweren Goldrahmen herab auf die märchenhafte Welt, in der sie jung, fröhlich, geliebt waren. So manch hübsches Abenteuer könnten sie erzählen, und wie es immer am tollsten getrieben wurde, wenn Karl August mit Goethe im Schloß vor sprach, die brachten Etwas von dem Weimar'schen Uebermuth in das würdige Tusculum des Anhaltiners. Gleich recht waren Sommer und Winter für Scherz und Lust. Das Belagerungsspiel, das einst die Hofgesellschaft auf dem leichtgefornen See arrangirte, konnte indessen für Goethe recht tragisch werden. Die Roseninsel wird mit Schwärmen und Raketen gegen die Ungreifer vertheidigt. Goethe eilt, um „mit einem recht großen Schwärmer“ den Feind im Rücken anzufallen, herbei und sinkt so gefährlich ein, daß er mit schwerer Mühe gerettet wird.

Selbst, daß es bei der lebenswürdigsten Gastfreundschaft niemals zu einem warmen Verhältnis zwischen dem Fürsten und Goethe kam. Die Rollen schienen vertauscht; Goethe hatte viel von aristokratischer Zurückhaltung, die durchaus herzliche Natur des Herzogs liebte ein offenes Entgegenkommen. Er äußerte sich darüber selbst: „Goethe paßt nicht für mich. Er paßt besser zum Großherzog (Karl August). Wir harmoniren nicht recht in Gesinnung und Gefühl . . . Er war mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höflich gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen Etwas von Inhumanität an ihm. Wir sind so auseinander gekommen.“

Parteilichkeit wird man einem Manne nicht vorwerfen, von dem Karl August behauptet, „nie sei Jemand reicher an Treueherzigkeit und Menschenliebe gewesen. Er ist eine der schönsten Seelen, und seine Nähe macht ordentlich besser“.

Karl August kam häufig nach Wörlitz, stets gern gesehen und freundschaftlich empfangen. In manchen Bauten und Veränderungen hat er Antheil und ist bemüht, durch Geschenke die Sammlungen zu verschönern. Das eine oder andere Mal kommt es zum Streit, denn wenn er seinen Goethe liebt und lobt, hält ihm Herzog Franz mit gleichem Eifer seinen Lieblingsdichters entgegen, der kein geringerer, als Lessing!

Als das lustige Weimar keine Gäste mehr sandte, und von den Zeitgenossen des Fürsten Viele dahingegangen, ward Wörlitz nach ein Dichtersitz für Matthison. Ein süßes Liebesglück ist ausgeträumt; nicht fern, aber für immer getrennt weilt Adelaide im klösterlichen Stift. Die idyllische Umgebung stimmt zu der Reueigung des Dichters; Vergangenes und Gegenwärtiges verkärt er in Liedern. Doch wer — wenn nicht eine gewissenhafte Literaturgeschichte — gedenkt heute noch Matthison's? und wer hat einen Blick übrig für das Poetengrab im kleinen Kirchhof von Wörlitz? Wer von den Hunderten, die alljährlich aus Nähe und Ferne der reizende Garten anzieht? Der Besucher sind niemals wenige, nur drängt sich die Menge nicht wie in den überfüllten Gärten der Großstadt. Hier läßt sich noch in die Breite leben; die große Ausdehnung des Parks, bietet Spielraum für die zahlreichste Gesellschaft. Und dann suchen Einzelne in Wörlitz Nichts, als eine Gondelfahrt über die Kanäle. Diese Kanäle, welche sich an mehreren Stellen zu breiten, tiefen Seen erweitern, führen durch die ganze Anlage und gliedern sie auf das natürlichste. Kaum bedecken blaue Frühlingsblumen den moosigen Boden, so wird es hier lebendig, und die letzte Gondel verschwindet erst, wann lange das Laub gefallen.

Nichts Reizenderes, als die leichten Boote mit ihren fröhlichen Insassen zwischen den grünen Ufern gleiten zu sehen. Aus dem grellen Sonnenlicht, das auf dem See ruht, schlüpft man gern in die engen Windungen des Wassers. Die Bäume wölben sich zum dichten Laub, und durch das heimliche Dunkel huscht nur selten ein goldner Strahl. Es umspinnt uns wie mit tausend Zauberfäden auf dieser stürmelosen Fluth, wo Schwäne ihre Kreise ziehen.

Georges Sand erzählt, man fühle nirgends mehr das Bedürfnis nach Musik, sei nirgends auch für die unvollkommene dankbarer, als in dem lautlosen Venedig. Dieser schweigsame Inselpark hat Etwas von der Lagunenstadt. Auch die Kunstschätze! Zwar die Hermen und Göttinnen, die sich so wirkungsvoll von den Bosquets abheben, sind keine Meisterwerke der Antike, aber in den Gebäuden des Parkes birgt sich viel Sehenswerthes.

Das Schloß steht am Eingang des Parkes.

„Fürst Franz erbaute, richtete ein, weihte dieses Haus seiner würdigsten Gemahlin Luise.

Liebe und Freundschaft haben es gebaut, Einigkeit und Ruhe mögen es bewohnen.

So werden häusliche Freuden nicht fehlen,“ liest man innerhalb der ionischen Säulenhalle, zu welcher eine breite Freitreppe führt.

Von großer Einfachheit, bekundet der Bau die edelsten Verhältnisse, und nicht weniger anmuthig ist der glasüberdeckte, blumengeschmückte Hof, als die Vorjale und Zimmer, welche sichtlich mit bildnerischem Schmuck bedacht sind.

Das herzogliche Haus hält hier die Sommerfrische, und eine der lieblichsten Töchter dieses Hauses, die Gemahlin des preussischen Prinzen und Helden Friedrich Karl, die Frau Prinzess Marie Anna, wählt gern diesen Aufenthalt, der ihre Kindheits Erinnerungen weckt.

Kunst und Natur in seinem Lieblingsitz zu einen, ließ Fürst Franz einen Theil seiner Sammlungen in das sogenannte „gothische Haus“ bringen.

Eine ehemalige kleine Gärtnerwohnung wurde nach jedesmaligem Bedürfnis vergrößert, verändert, verschönert, und so ist dies Miniaturmuseum ziemlich unregelmäßig in seinen Theilen.

Aber man übersieht den Mangel an Stil in der grünen, lieblichen Umgebung. Wenn durch die buntgemalten Glasscheiben das Sonnenlicht magisch fällt und auf dem Estrich des Bodens zittert, lockt es unübersehlich hinaus in das Freie. Der Frühling klopft an die Fenster, und dumpf will es Einem in dem Raum bedürken, wo „Urväter Hausrath“ aufgetürmt werden. Dennoch ist in diesem Hausrath mancherlei von historischem wie industriellem Interesse. Es ist der Vortheil eines feudalen Besitzers, daß er nur ordnet, was seine Vorfahren während Jahrhunderten an Kostbarem und Seltsamem eingebracht. Die Gemälde aber sind der Schatz eines Fürsten, der sich in Rom an der Kunst begeistert und vielleicht von einer Villa Albani träumte, als er die Werke deutscher Maler hier verjammelte, wie der Cardinal die des Südens. Außer niederländischen Meistern ist vorzüglich die deutsche Schule reich und gut vertreten durch Dürer, Holbein, Hemling, Kranach.

Die Galerie eines Kirchenfürsten, auch des freidenkenden, wäre das nicht. Trotz einzelner Heiligenbilder herrscht gewissermaßen eine protestantische Atmosphäre, die Nähe des lutherischen Wittenbergs. Dabei setzt sich die Gesellschaft bunt genug zusammen: Luther und die reizende Gabriele d'Estree; Gustav Adolph neben Wallenstein; Theophrastus Paracelsus Bombastus mit der Inschrift: „Mundus vult decipi“, in einem Kreis von Prinzessinnen, die lächelnd in ihrer steifen Etikettentracht Spaniens und Frankreichs die angestammte Schönheit des Geschlechts glänzend beweisen.

Unter den Familienbildern zieht ein Porträt des großen Kurfürsten den Beschauer vorzüglich an.

Bedeutende Menschen, welche sich durch Energie und Thatkraft ausgezeichnet, ist man leicht geneigt, sich stets in reiferem Alter zu denken. Wie Friedrich der Große im Volk fortlebt, als der greise Mann mit dem Krüdstock, so ist nach und nach die Vorstellung des großen Kurfürsten allgemein geworden, welche Schlüter von ihm hatte und wie Der ihn erfährt. Wer das kühne Reiterhandbild von der Berliner Brücke im Gedächtniß hat, wird mit einiger Mühe in dem Jüngling von Einem der einsamen Helden wiederfinden. Unbefruchtet besitzt Wörlich das beste, jugendliche Porträt Friedrich Wilhelm's, einen Kopf, gewinnend durch sanfte Liebenswürdigkeit des Ausdrucks. Neben dem gothischen Hause überrascht noch manche andere architektonische Zierde das Auge. Da ist der grüne Rasenplatz mit seiner malerischen Kirche und dem weinumponenen Wirthschaftshofe, ein Bild, das uns in die Umgebung eines englischen Landhauses versetzt; das Monument, eine Felspartie, mit einer Plattform bedacht und einer antiken Säule gekrönt; das Pantheon, in dessen Halbdunkel die Musen stehen; eine künstliche Grotte, der Stein; das Haus der Flora. Sie ist die wahre Schutzheilige der blühenden Schöpfung. Aber von dem nahen Hügel herab leuchtet aus lustigem Tempel die hohe Gestalt ihrer göttlichen Schwester, der Venus. Buchs, Taxus und Cypressen umwoogen dunkel das weiße Götterbild. Es scheint wie eine Illustration zu Goethe's Tasso.

Ist das nicht der Garten von Ferrara? Schreitet die edle Leonore nicht langsam den Weg herauf, und ihr zur Seite der Dichter mit seinem vollendeten Werk, den Vorbeer um das Haupt gewunden?

Einen Tasso hat diese schöne Wirklichkeit nicht begeistert, aber der Name Goethe's ist mit dem Ort verknüpft und das Andenken eines Fürsten, „der den Besten seiner Zeit genug gethan!“

Georg Frey.

Und dennoch!

Von Helene.

(Fortsetzung.)

„Endlich, endlich! — meine arme Lina!“ rief Frau von Hell, sobald sie Athem geschöpft, und wir unsere slüchtige Bekanntschaft erneuert hatten. „Dir diese Frage zu verschaffen, war eine Aufgabe, an deren Lösung selbst ich beinahe gescheitert wäre, und Du kannst von Glück sagen, daß ich es überhaupt noch bewerkstelligt habe! — Da trete ich ganz sorglos in die Mühle, und finde den Müller krank im Bette, die Magd nach Arznei in der Stadt, der Knecht zum Heuen ausgegangen. „Es thut mir leid, aber Sie müssen sich gedulden, bis meine Jungen von der Koppe wiederkommen!“ sagte die Müllerin, „und das kann bis elf Uhr Abends dauern.“ — Eine hübsche Alternative, mein Kind, und ohne die Günst des Zufalls, welche eine leere Frage ganz unerwartet an der Mühle vorüberführte, wären wir vielleicht gar die Nacht hindurch hier sitzen geblieben.“ — Ich wandte ein, daß ich doch vielleicht auch noch einige kleine Versuche der Vereitelung einer so kritischen Situation unternehmen haben dürfte, und bat um Erlaubniß, den Damen meine Begleitung wenigstens bis zur Erreichung der Leute und Equipage angebeihen zu lassen, was mit Dank entgegengenommen ward.

Mistress Albri wurde mit großer Behutsamkeit und unter offenbaren Schmerzen auf die Frage gehoben, und der durch

die zunehmende Dunkelheit noch halbschreckendere Weg mit äußerster Langsamkeit und Vorsicht angetreten.

„Und was wird nun aus Ihnen — Herr Richardson?“ — fragte Frau von Hell, nachdem wir den Wagen und die besorgten Leute erreicht, und Mistress Albri so bequem als möglich in demselben zu placieren versucht. Ich zog die auf zehn weisende Uhr und zuckte lächelnd die Achseln. „Eine Streu wird doch wohl hier in der Waldmühle trotz Krankheit und ungünstiger Umstände zu haben sein!“ — rief ich heiter, „oder — sonst“ —

„Nehmen Sie vielleicht bei uns in Schloß G. fürlieb?“ — fiel Mistress Albri ein. „Es liegt kaum zwei Stunden von hier, und würde uns Ihr Besuch eine aufrichtige Freude gewähren!“

Meine, mehr der Form, als wirklicher Unentschlossenheit halber gemachten Einwürfe: „Ob Mister Albri mit diesem unerwarteten Gaste zufrieden sein, und ich keine zu große Unruhe verursachen werde?“ — wurden von Michte und Tante mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen. „Mein Mann ist sehr krank und gar nicht in G. anwesend!“ sagte die erstere traurig, und ein vielfachender Blick der letzteren ließ mich die mir bereits auf der Lippe schwebende nähere Erkundigung nicht aussprechen.

So rollte ich denn, mir selbst im Grunde unerklärlicher Weise, bei immer tiefer werdender Finsterniß, der reizenden Mistress Albri gegenüber, nach Schloß G., deren hiesigen Besichtigung zu, welche wir, allen gemachten Anstrengungen zum Troste, erst spät gegen Mitternacht zu erreichen vermochten.

Es war ein eigenthümlich verworrenes Gefühl, mit dem ich am folgenden Morgen die Augen in dieser mir gänzlich fremden Umgebung öffnete und mich in derselben zu orientiren suchte. Was mir die Dunkelheit verborgen und der später nur flüchtig hervortretende Mondschein mir sehr ungenügend entlockt hatte, zeigte sich jetzt in der leuchtenden Pracht und Fülle eines köstlichen Sommermorgens. — Sobald ich daher einen Brief an meine Wirthin zu W. verfaßt und sie um sofortige Nachsendung meines Koffers gebeten hatte, eilte ich den Garten hinunter. Die Schönheit der Lage von Schloß G. rivalisirte mit dessen Eigenthümlichkeit, und hätte mir selbst der mit dem Giebel der Blumen beschäftigte Gärtner Nichts über dessen ursprüngliche Bestimmung mitgetheilt, so würde ich dennoch das einstige Kloster in diesem eben so merkwürdigen als imposanten Bau sofort errathen haben. Lange Corridore zogen sich in beiden Etagen durch das im Rechte erbaute, von riesig starken Mauern getragene Gebäude hin, und der mit alten Bäumen umgebene Balkon an der Gartenfront befand sich über einer weit geöffneten Halle, aus der mir heute, als freundlicher Willkommgruß, bereits Frau von Hell's lebhafteste Stimme entgegenkündete. — „Wohl geruht, wie ich sehe!“ rief sie heiter, „nun ich freue mich, Ihnen dies auch von meiner armen Lina berichten zu können, wenigstens insofern der böse Fuß dies zugelassen hat. Da sie denselben bis zum Eintreffen des Arztes selbstverständlich nicht zu bewegen veruchen will, so läßt sie für ihr Nichterscheinen um Entschuldigung bitten. Ach, ich wollte wohl, daß dieser Unfall das Schlimmste wäre, was das arme junge Wesen zu tragen und zu erleiden hätte. Aber es gibt Lebensaufgaben und Schicksale, vor denen wir starr und staunend, wie vor einem dunklen Geheimniß stehen, und für deren glückliche Lösung auch die größte moralische Kraft und Selbstverleugnung oft nicht ausreicht.“ — „Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau, sollte Mister Albri?“ — „Sein reizendes Weib nicht lieben und als sein höchstes Gut betrachten!“ unterbrach Frau von Hell meine zögernde Muthmaßung. „Ach, Herr Richardson!“ fuhr sie lebhaft fort, „Mister Albri liebt sein Weib wie nur je der zärtlichste Gatte es gethan, und dennoch ist er berufen, ihr Leben zu zerstören und es grenzenlos elend zu machen. Doch ich kann mich jetzt nicht näher in diesen Gegenstand vertiefen, da Lina sogleich meiner Fürsorge bedarf. Vielleicht treffen wir uns später an jenem Vorhäuschen wieder, dessen prachtvolle Aussicht Mistress Albri Ihnen bereits gestern zu künstlerischer Aufnahme so besonders empfohlen hat!“

Hat man sich jemals eine besonders günstige Situation zu eingehender Mittheilung erbacht, so besteht diese in einem Sommermorgen im Freien, zumal wenn man auf einem gastfreundlichen Landstiege weilt. Mistress Albri war, auf Befehl des inzwischen eingetroffenen Arztes, für einige Tage an Bett und Zimmer gefesselt, und so schwankte ich sehr, ob ich länger in Schloß G. verweilen und die mir gemachte lebenswürdige Einladung ohne Unbescheidenheit annehmen dürfe. Die Herzlichkeit der alten Dame, das reiche Feld für künstlerische Aufnahme, besonders aber auch der Wunsch, Näheres über das Geschick Mistress Albri's zu erfahren, bestimmten mich indeßen dennoch dafür, und so fand ich mich denn gleich den folgenden Morgen in dem oben erwähnten Vorhäuschen ein, welches Mistress Albri eigens an dieser Stelle hatte auführen und für ihre Erholungsstunden einrichten lassen. Es war ein Meisterwerk von Geschmack und Behaglichkeit. Steinfliesen bedeckten den Boden, und die schattenspendende Bedachung der Vorhalle ward von schlanken weinumrankten Birkenstämmen getragen, zwischen denen auch die anmuthige Clementia ihre vollen Blüten spendete. Eine Treppe führte in den Garten hinunter, und die lustige Säulenhalle zeigte nach jeder Seite hin die herrlichsten Ausblicke auf das schlesische Gebirge, welche ich zu fixiren suchte. Nachdem ich mich bereits eine Zeit hindurch in meine Arbeit vertieft, erschien denn auch die alte Dame, setzte sich, heifällig mit dem Kopfe nickend, neben mich und begann, sich bequem an den Sessel lehrend, plötzlich unter beiderseitiges Schweigen brechend:

„Sie wissen noch wenig von uns und dem Schicksal meiner armen Nichte, Herr Richardson, aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auf Ihre ungewöhnliche Theilnahme an demselben schließe. So will ich Ihnen denn einen Einblick in dasselbe und speciell in die entsetzliche Katastrophe, welche zwischen dem Heute und Ihrer ersten Bekanntschaft zu M. in das Leben meiner Nichte griff, zu verstaten suchen. Sie ist die einzige Tochter meiner liebsten Jugendfreundin und meines verstorbenen Vaters, des Majors M., dessen plötzlichen Tod Sie ja noch in M. miterlebt haben. Ohne Zweifel ist Lina's Kindheit und erste Jugend eine selten glückliche zu nennen, denn beide Eltern vereinten sich, sie mit zartester Liebe zu umgeben, was ihre heitere, weiche Gemüthsanlage und ihre poesievolle Lebendigkeit ohnedies so recht eigentlich zu bedingen schien. Erst mit dem plötzlichen Tode der zärtlichen Mutter lernte sie den Ernst des Lebens und das Unglück kennen; wenn auch ihre elastische Natur und die Liebe zu ihrem, sie nunmehr zu seinem höchsten Kleinode erhebenden Vater ihr dasselbe so wenig als möglich fühlbar machte. In diese Zeit fiel mein erster längerer Aufenthalt in dem Hause meines Veters,

der einen gleichen Lina's bei mir in der Residenz für den folgenden Winter nach sich zog. Mein Vetter wünschte, sein Herzblatt mit dem gesellschaftlichen Treiben in derselben bekannt zu machen, ohne sich persönlich daran zu betheiligen. Da ich nun von jeher in Wien gelebt und sogar dem Hofe als Ehrenkammer durch lange Jahre nahe gestanden hatte, so wurde mir die Freude, meine liebliche Nichte in diese Zirkel einzuführen.

Ein sternentklarer Winterabend zog über der alten Kaiserstadt herauf, als Lina mich zum ersten Male in den Palast des Erzherzogs Karl begleitete, in dem sich eine auserlesene Gesellschaft zusammenfand. Hunderte von bekannten Namen und Berühmtheiten wogten um die von Gold und Diamanten funkelnden Damengestalten, und unzählige Lichter fielen von den reichen Kronen und Candelabern nieder und brachen sich an den scharlachrothen Vorhängen und Stuccatur-Rahmen der mächtigen Trumeaux, welche das feenhafte Schauspiel wiederpiegeln. Stumm und geblendet hatte Lina neben mir gesessen und sich soeben erst, einem der kaiserlichen Cavaliere folgend, zum Tische begeben, als der Mister Albri, dazumal noch Attaché der englischen Gesandtschaft in Wien, zu mir trat. „Wer ist die jugendliche Schönheit mit den glühenden Granaten in den blonden Locken?“ fragte er lebhaft bewegt, und deutete auf meine Nichte. — „Fräulein Lina K., die Tochter meines Veters Waldemar,“ entgegnete ich, nicht eben angenehm von dem Ausdruck seines Gesichts berührt, dessen Augen in wahrhaft unheimlichem Feuer glühten. — „Bitte, stellen Sie mich vor, sobald dieser Walzer vorüber ist,“ fügte er erregt hinzu, „in meinem Leben sah ich kein seelenvolleres, reizenderes Angesicht.“ — Ich verbeugte mich stumm wie in Vorahnung des Kommenden und blickte dann zweifelnd und mit einer Art instinctiver Abneigung zu Mister Albri auf, der in Lina's Anblick verloren, an einer der blumenumwundenen Säulen neben mir stand. „Ein schöner Mensch!“ dachte ich, „aber für meinen Liebbling ist er nicht, selbst wenn ich den über seinen Gemüthszustand cursirenden Gerüchten keinen Glauben schenken will. Lina bedarf eines körperlich und geistig gebunden, männlich-starken Leiters, wenn sie ein glückliches Lebensloos ziehen und ihre reiche Begabung zu schönster Blüthe entfalten soll. Nicht dieser nervös erregten, offenbar im höchsten Maße leidenschaftlichen Natur möchte ich sie anvertrauen wissen!“ Aber, was ich auch insgeheim wünschen oder fürchten mochte — der letzte Ton des Walzers war verhallt, und ich durfte mich der Forderung nicht entziehen, Mister Albri meiner Nichte zuzuführen. — Der schöne Mister Albri scheint ja wie magisch gefesselt!“ hörte ich hinter mir flüstern, als ich denselben mit Lina zu einer Françoise antreten und Beide in lebhafteste Unterhaltung versunken sah. — „Nun, ich glaube nicht, daß der alte Major, des Fräulein's Vater, sich diesen Goldfisch wird entweichen lassen, im Falle derselbe mit seiner Werbung Ernst machen sollte.“ — „Aber, ich bitte Sie, der junge Mann soll im höchsten Grade nervenzerrüttet und theilweise bereits geisteskrank gewesen sein!“ entgegnete der Andere. „Es wäre ja förmlich gewisslos, ein so junges, bezauberndes Geschöpf diesem Menschen hinzuofern!“ — „Variari!“ lautete die kühlsten Tones hingeworfene Erwiederung. „Sie werden es im Allgemeinen den Leuten schwer begreiflich machen, daß die Verbindung mit einem Millionär als Opfer zu betrachten ist. Doch, wir werden ja sehen. Kommen Sie jetzt zu unserer Wirthin!“ — Es ist schwer zu beschreiben, welchen Eindruck mir diese durchaus nicht für mich bestimmten Worte machten. Jedenfalls hatte ich Mühe, als Lina einige Minuten später an Mister Albri's Arme zu mir trat, das Gefühl meiner Abneigung gegen denselben nicht unverholen an den Tag zu legen. Was Lina anbetrifft, so schien sie von seinen Subtilitäten auf das angenehmste berührt und gänzlich von ihm eingenommen zu sein. Sie behandelte ihn mit offenbarem Zutrauen und großer Freundslichkeit, wenn auch ohne die Vorliebe oder Befangenheit. Gerade dieses aber war wie dazu gemacht, den in Mister Albri glühenden Funken erwachender Leidenschaft eifrig zu nähren und bereits nach wenig Tagen zu hellster Flamme anzuzuhären. Noch bevor der Carneval zu Wien sein Ende erreicht, trat der junge Attaché mit seiner Werbung hervor und erbat meine Vermittlung und Fürsprache. Ich war sehr bewegt, denn bei Lina's Jugend und Unerfahrenheit schien mir die Entscheidung über ihre ganze Zukunft überhaupt noch verfrüht und ohne eine unzweideutig ausgesprochene Neigung ihrerseits gar nicht zu rechtfertigen.

Daß letztere nicht vorhanden, war mir gewiß, aber andererseits konnte ich meiner Nichte ruhiger: „Ich bin ihm gut und finde ihn sehr interessant!“ auch wieder Nichts, als die Befürchtung der großen Kränklichkeit Mister Albri's entgegenzusetzen. — „Ach, wer kann wissen, was ihm bevorsteht, Tante!“ entgegnete sie heiter, „und wer darf sich durch die Vorstellung vielleicht niemals zutreffender Möglichkeiten in seiner Handlungsweise bestimmen lassen? Mister Albri liebt mich — und ich? Nun ich hoffe, ich werde ihn glücklich machen!“ — So stand mir denn kein weiterer Eingriff in diese Angelegenheit zu, und ich hatte Nichts zu thun, als meinen Vetter nach bestem Vermögen zu orientiren und dieses mein Schreiben dem Antrage des stürmischen Liebhabers beizufügen.

Was übrigens die immerhin noch erwarteten Einwendungen von Lina's Vater betraf, so war ich darüber in vollkommenstem Irrthum befangen. Sei es, daß die glänzende Lage Mister Albri's und sein glühende Zuneigung athmender Brief meinen Vetter so gänzlich für ihn eingenommen, oder hatte man ihm meine wohl gegründeten Bedenken als alberne Klatschereien und übertriebene Gerüchte dargestellt, kurz, er antwortete nur: „daß, wenn seine Tochter für den Bewerber entschieden, er Nichts zu zuzuwenden habe,“ und so wurde die Verlobung des schönen, jungen Paares noch vor dem nahenden Christfeste öffentlich proclamirt, und dessen Vermählung bereits auf das kommende Frühjahr festgesetzt. Eine glänzendere Hochzeit ist wohl selten gefeiert worden, und noch immer meine ich Lina zu sehen, wie der duftige Schleier um ihre blonden Locken floß, und sie so schüchtern zärtlich auf den stattdich vornehmen, heute besonders erregten Gatten blickte. Derselbe hatte nunmehr auf Rath der Nichte seine diplomatische Laufbahn gänzlich aufgegeben und sich in der Stadt N. das alte, aber höchst behaglich gebaute Haus eines Rechtsanwaltes gekauft, in dem das junge Paar stets die Wintermonde zu verleben, den Sommer aber hier auf Schloß G. oder auf Reisen zuzubringen beabsichtigte. Meine junge, lebensfrische Nichte jubelte in dieser Ansicht lockendster Reisepläne, da sie außer Wien und ihrer Heimath noch Nichts gesehen und dennoch die Sehnsucht nach fremden Menschen und Gegenden stets begehrt und namentlich auch für Entfaltung ihres bedeutenden Maler-talentes weitere Reisen herbeigewünscht hatte. So verging der Sommer, und erst zum Spätherbst ward ich von dem jungen

Baare zu einem längeren Aufenthalte in der Stadt auf das dringlichste eingeladen, wohin ich denn auch in der frohesten Erwartung abreiste.

Glücklich kam ich in der Stadt an, aber ich kann nicht sagen, welchen unbehaglichen Eindruck die Häuslichkeit meiner Nichte auf mich machte, und wie sehr ich dieselbe, trotz ihrer Heiterkeit und Jugendfrische, verändert fand. Eine gewisse Besorgnis und Unruhe, sobald sich derselbe nur um wenige Minuten länger, als sie erwartet hatte, von ihr entfernte, ließen mich oft an einem Glücke zweifeln, welches doch anscheinend ein echtes geworden war. Mister Albri vergötterte seine Frau, wie man so zu sagen pflegt, und zeigte sich, einige ihn plötzlich ergreifende hypochondrische Umwandlungen abgerechnet, als der liebevollste und gefügigste Ehegatte. Was Lina sagte, war unumstößlich, was sie forderte, mußte geschehen, was sie auch nur andeutend wünschte, unter allen Umständen herbeigeführt werden. Ein Glück, daß die junge Frau für sich und ihre Bedürfnisse so viel Anspruchslosigkeit besaß, denn auch das Extravaganteste und Unsinnigste wäre ihr keinesfalls verweigert worden. Was die Gesundheit des Gatten betraf, so schien sich dieselbe, seinem Aussehen nach, entschieden gebessert, und derselbe viel von seiner früheren nervösen Reizbarkeit verloren zu haben. So lebte ich mich denn mit Lina zu M. allmählig ein und begann mich bereits in Bezug auf meine einstigen Besorgnisse für eine Thörin, sowie die Gerüchte über Mister Albri's zeitweise Gemüthskrankheit als leere Erfindungen müßiger Schwärmer anzusehen, als mich folgende Begebenheit eines Anderen belehrte.

Es war ein schauriger Novemberabend. Der Wind fuhr saugend durch die Zweige des alten Baumes, der unmittelbar vor Lina's Zimmereingang stand, und machte die Behaglichkeit des ebenso bequem als reich ausgestatteten Raumes noch wohlthruender.

Ich hatte mich, einer eiligen Weihnachtsarbeit halber, bereits an dem erleuchteten Tische niedergelassen, indessen Lina nachlässig und ein wenig abgesspannt in ihrem Armstuhle ruhte und die Augen träumerisch auf das mehr und mehr erlöschende Kaminfeuer richtete. „Hörst Du Nichts?“ sagte sie plötzlich emporsprechend und hielt lauschend inne.

An dem Garteneingange knarrte die eiserne Gitterthüre und schlug heftig in die Klinke, indessen ein feiner Schneehauer gegen das Fenster prasselte. „Nur dieses,“ entgegnete ich, auf meine Nichte blickend, erstaunt. „Hast Du Sorge um Deinen Gatten, liebes Herz? Mir scheint, daß Du ihn vor der Theestunde heute unmöglich zurückwarten solltest.“

„Nein gewiß, liebe Tante, und doch beängstigt mich dieser Mitt allein über Land zu so später Winterzeit! Hätte er nicht diese Geschäftsangelegenheit verschieben oder zum mindesten auf die Vormittagsstunden verlegen können?“ — „Vielleicht ja, meine liebe Lina; aber Du erzähltest mir selbst von Deines Gatten Reinklichkeit bei Uebernahme von Gefälligkeiten oder Versprechungen. Und was sollte ihm übrigens denn auch begegnen? Er ist ein so gewandter Reiter, und doch auch, wie ich hörte, neuerdings stets gesund gewesen!“

Ein leichtes Erschauern slog durch ihre zarten Glieder, und sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Als sie dieselben niederlassen ließ, gewahrte ich zu meiner Bestürzung, daß ihr Antlitz krankhaft bleich und in angstvollster Aufregung war. „Tante!“ sagte sie flüsternd und schau, „höre, was ich Dir sagen will, aber um Alles N i e m a n d s o n s t, am wenigsten meinem Vater, verrathen sehen möchte. Willy ist krank, sehr krank — und mehr als dies gewesen, und ich weiß oft kaum, wie ich den Schreck und die Seelenangst so fern von Heimath und Freunden überstanden und woher ich den Muth zu meinem anscheinenden Frohsinn genommen habe. So in unablässiger Furcht, in verzehrender Besorgnis um ein theures, mir durch die heiligsten Bande gehörendes Leben, und dabei nur fröhliches Lächeln, heitere Worte auf den Lippen — ich weiß oft nicht, wie ich dies auf die Dauer ertragen soll, ohne dabei zu Grunde zu gehen.“

„Kind, Du sprichst in Rhythmen! wie, um Gottes willen, soll ich Deine Reden deuten?“ rief ich namenlos erschreckt. — „St!“ sagte sie schnell, „ich will Dir in größter Eile erzählen, was ich in Chiavenna erlebt, und Du wirst Mitleid mit ihm, dem Vernünftigen, Verständniß für mich und meine Qualen und Sorgen haben. Es war ein köstlicher Sommernachmittag, an dem wir, den Schnee der Alpenpizzen hinter uns lassend, den Splügen herniederfahren. Wir hatten, durch einen Bergsturz und tagelanges Regenwetter in dem Rheintale aufgehalten, keinen angenehmen Aufenthalt daselbst gehabt, und ich sehnte mich unbeschreiblich, meinen Gatten bald in besserer Situation zu sehen. Du kannst Dir demnach vorstellen, was ich empfand, als sich zum ersten Male das lustig klare Blau des italienischen Himmels über mir wölbte, und wir uns wirklich in dem vielgepriesenen Italien fühlten. Der Friede eines Sonntagnachmittags lag über der wechselnden Landschaft, welche uns bei jeder Biegung der thalabwärts führenden Bergstraße neue überraschende Bilder zeigte. Links der brausende, achthundert Fuß herniedererschäumende Taminafall, rechts das Lärmen der Glocken und das Zintönen des Ave-Maria, welches die hohen Felsen in leiserem oder lauterem Echo zu uns herüber trugen. Mein Gatte saß, gleich mir selbst entzückt und zu feierlicher Andacht gestimmt, neben mir auf den sequenen Wagenpolstern, und wir gaben uns vereint dem freudigen Bewußtsein hin, einer so unangenehmen Lage entronnen und durch den ersten Eindruck Italiens auf das Froheste überrascht zu sein. So erreichten wir noch vor Einbruch der Nacht das Städtchen Chiavenna, welches uns aus einem förmlichen Walde von Orangen und Granatenblüthen entgegenlachte. Ein nettes Wirthshaus mit freundlichem Balcon nahm uns auf, und wir beschloßen, hier in diesem kleinen Paradiese eine möglichst lange Nacht zu machen, um uns für die Anstrengungen und Entbehrungen der letzten Touren zu entschädigen. Ach, wie wenig ahnte ich, in welcher Weise mein Wunsch erfüllt werden, und was mir dieser an und für sich so reizende Aufenthalt bringen sollte.

Den folgenden Abend saß ich ermüdet und doch noch frisch genug, um dessen vollen Zauber auf mich wirken zu lassen, auf dem Balcon unseres Wohnzimmers. Willy hatte sich den ganzen Tag zu besonderer Fröhlichkeit gestimmt und sehr wohl befunden, so daß wir die Besichtigung des Städtchens und eines Theiles seiner Umgebungen unternommen und uns zu der Idee des hierigen Verweilens noch besonders gratulirt hatten. Jetzt war er noch auf eine halbe Stunde in ein nahe gelegenes Café begangen, um sich daselbst über die Tagesblätter ein wenig zu

orientiren, und ich wünschte mich, vor dem Souper am Table d'hôte, noch ein wenig dem hier so beliebten dolce far niente hinzugeben. Ich war demnach in kürzlich eingetroffene Briefe meines Vaters, schöne Heimathserinnerungen und lebendige Zukunftspläne versenkt, daß ich das Deffnen der Thüre unseres Balconzimmers ganz überhörte und meinen Gatten erst bemerkte, als er neben mir stand.

„Lina,“ flüsterte er stieren Blickes, „vergib, aber ich durfte es nicht mehr verschweigen. Du weißt, wie glühend, wie über Alles ich Dich liebe, aber zum Wohle der Menschen, zu Deinem eigenen Heile mußte ich ärztliche Hilfe reclamiren!“ — „Wozu, wogegen?“ rief ich aufs höchste erschreckt, und suchte mich Willy's mich leidenschaftlich umschlingenden Armen zu entziehen. — „Gegen Deinen ein erkannten und jetzt ausgebrochenen Frrsinn, armes Kind!“ raunte er mir heiseren Tones zu, „und bis der Arzt eintrifft, muß ich — ach vergib, vergib — muß ich Dich in strengstem Gewahrsam halten!“ Und ehe ich noch meine vor Entsetzen in Wahrheit verwirrten Sinne zu sammeln oder mir die ganze Furchtbarkeit meiner Lage klar zu vergegenwärtigen vermocht, sah ich Willy hinauslaufen, hörte ich ihn den Schlüssel umdrehen, fühlte ich mich das Opfer des furchtbarsten Wahnes — eine schrecklich Verlassene, wehrlos Eingesperrte.“

„Aber Lina!“ fiel ich in fast nicht geringerem Entsetzen ein, „wie hast Du ein solches Schicksal zu verbergen, vor Deinem Vater, vor Deiner treuesten Freundin geheim zu halten vermocht?“ — „Liebe Tante,“ entgegnete sie fest, „nicht ahnungslos und ungewarnt habe ich dasselbe auf mich genommen, wenn ich gleich von dieser schlimmsten Konsequenz keine entfernte Vorstellung hatte! Aber leugnen kann und will ich es nicht, daß die Motive meiner Wahl nicht ganz rein gewesen, daß die äußerlich glanzvolle Lebenslage meines Gatten alles aufsteigende Bedenken beseitigt und mir für die Annahme seiner Bewerbung wesentlich bestimmend geworden ist. Einen Mann aber, der uns leidenschaftlich aus allen Kräften seiner Seele liebt, ohne die volle Erwiderung dieses Gefühles heirathen, ist vielleicht das schlimmste Unrecht, welches wir ihm anthun können, und wenn es dafür eine Sühne gibt, so liegt sie einzig und allein in dem rastlosen Bestreben, ihm dies niemals zum Bewußtsein kommen zu lassen.“

„Armes Kind!“ sagte ich, von Mitleid für das zarte junge Wesen und zugleich von hoher Achtung vor dem hohen Pflichtgefühle erfüllt, welches Lina in so heroischer, selbstloser Weise in diesen Worten bekundet, „armes Kind, und dennoch gibt es Umstände, in denen die eigene Erhaltung, in denen Pflicht und Gewissen —“ „Bitte, laß mich zu Ende erzählen!“ unterbrach sie mich, mit flüchtigem Blick nach der Thür, „und vielleicht wirst Du mein Verhalten gerechtfertigt finden. Nachdem ich also an jenem unseligen Abend in Chiavenna vergeblich versucht, meinen Gatten zum Deffnen des Zimmers zu bewegen, und kein Ziehen, keine Beschwörung und Beteuerung ihn von der Entschlossenheit meiner Lage und dem ungetriebnen Besitze meines Verstandes zu überzeugen vermocht, sah ich mich endlich genöthigt, von dem Balcone herab nach den Wirthsleuten zu rufen und mir ihre Hilfe und Befreiung zu erbitten.“

Inzwischen war auch der von meinem Manne gegen meinen vermeintlichen Frrsinn herbeigerufene Arzt angelangt und suchte meine Seelenqual durch die Erklärung zu mildern, daß meines Mannes Zustand kein ausgesprochener Wahnsinn, sondern wahrscheinlich nur ein durch Klima und Ueberanstrengung hervorgerufenes nervöses Gehirnfieber sei.

„Gefingt es mir, ihn durchzubringen, so zweifle ich nicht, daß mit der gebrochenen Krankheit auch dieser unselige Wahn verschwinden wird,“ meinte der ehrwürdige Greis. „Ob das erstere überhaupt aber möglich sein wird, darüber,“ fügte er achselzuckend hinzu, „wage ich freilich heute noch nichts Entscheidendes auszusprechen. Halten Sie sich frisch, gnädige Frau, und beweisen Sie, was Muth und Opferfähigkeit zur Erreichung eines großen Zieles zu thun vermag. Jedenfalls wird die seelische Genesung Ihres Herrn Gemahls hauptsächlich von Ihrer Kraft und Umsicht abhängig sein!“

Lina zögerte einige Momente, wie in allzuschmerzliche Erinnerungen verloren und fuhr dann, sich schnell die Augen trocknend, in lebhafter Erregung fort: „Erlasse mir das genauere Eingehen auf diese, mein innerstes Wesen umgestaltende Katastrophe, liebe Tante, denn Alles, was ich Dir darüber sagen könnte, würde mir nur erneute Qualen schaffen, ohne doch der Wahrheit auch nur entfernt nahe zu kommen. Wochen hindurch schwankte des armen Willy irrer Geist und leidender Körper auf der Grenze des Wahnsinns und Todes einher; dann endlich schien es Licht zu werden. Mit der zunehmenden Befinnung kehrte auch eine kaum für möglich gehaltene Erkenntniß seines Zustandes und des über mich verhängten Schicksals ein, und die dadurch erzeugte Erschütterung war so gewaltig, daß sie ihn für immer in die Nacht des Wahnsinnes zurückstößen drohte. Erst nachdem es mir gelungen, ihn von meiner festen Zuversicht, daß seine Heilung einzig und allein in seine Hand gegeben, und deren erste Bedingung das unerschütterliche Vertrauen in meine opferfreudige Hingabe sei, fest zu überzeugen, wurde der Zustand ein merklich besserer, und nach Verlauf von etwa sieben Wochen durfte der Arzt meinen Gatten als körperlich genesen erklären. „Aber nur die rastlose Fürsorge und ruhig verständige Behandlung eines von Mister Albri unbegrenzt geliebten Wesens läßt mich auf seine nach dieser entscheidungsvollen Krisis immerhin mögliche, dauernde, geistige Heilung hoffen!“ fügte der liebevolle greise Doctor hinzu, „und ihm diese zu gewähren, wird hinfert Ihre Aufgabe sein. Sollte es Ihnen also gelingen, Ihren Herrn Gemahl in der Ueberzeugung einer Unmöglichkeit der Wiederkehr solcher Geistesverwirrung zu erhalten und ihn vor heftigen Gemüthsaffecten aller Art zu schützen, so würde er, meiner Meinung nach, vor dem entsetzlichen Schicksale gesichert sein!“

Meine Nichte schwieg lauschend, und auch ich horchte gespannt, da sich, trotz Schnee und Sturm, jetzt deutlich Pferdegetrappel vor dem Hause und ein lebhafter Klingelzug an der äußeren Hausthür vernehmen ließ. Blüsig schnell sprang sie empor, um dem angstvoll erwarteten Gatten entgegen zu eilen und dann gleich darauf mit ihm zurückzukehren. Mister Albri warf die Mütze ab und schüttelte sich, mir freundlich die Hand entgegenreichend, die weißen Flocken vom Mantel. „Das ist ein Unwetter,“ sagte er, heiter zu Lina gewendet, „wobei man das Glück einer traulichen Häuslichkeit doppelt zu schätzen lernen muß. Wie tief behaglich ist es hier und in Deiner sonnigen Nähe, geliebtes Weib. Laß uns jetzt gemeinsam den Abendimbisß nehmen!“ Und so in dieser Weise plaudernd, von dem verspäteten Heimritt, den geschäftlichen Plagereien, Tagesneuigkeiten u. s. w.

in harmlos fröhlichster Weise erzählend, verschlechte Mister Albri allmählig jede Besorgniß und trübe Erinnerung von seiner Lina stürz, so daß auch mir der aus meiner Nichte Berichten empfangene böse Eindruck sich mehr und mehr verwischte, und ich — hoffnungsreicher als je zuvor in Betreff des jungen Paares — mein Zimmer suchte. Mit Zuversicht pflichtete ich Lina gegenüber der Meinung des Chiavener Arztes bei, daß ihr Gatte völlig genesen und ohne ganz besondere Veranlassung schwerlich jemals wieder seine Geistesstörung zu befürchten sei, und die junge Frau schien in dieser Hoffnung neu aufzuleben. Mit welcher Hingabe und Energie sie sich nummehr ihrer für möglich gehaltenen hohen Aufgabe widmete, und von welchem Erfolge ihr rastloses pflichtvolles Bestreben begleitet war, haben Sie, bester Herr Richardson, selbst in M. zu beobachten Gelegenheit gefunden. Wer — außer mir selbst — hätte wohl in dem seiner Gattin mit leidenschaftlichster Zuneigung ergebene, ruhig schweigenden Mister Albri einen noch kürzlich Geisteskranken — unter der lebensfrohen heiteren Lina eine unablässig sich selbst schulende, mit Zweifel und Befürchtung ringende, sich möglicher Weise den noch zu dem schwersten aller Loose verurtheilt findende junge Frau gesucht, deren einzigen Anker der Glaube an die eigene Seelenstärke bildete?“

„Fast ungläublich!“ fiel ich tief erschüttert ein und blickte staunend auf die alte Dame, in deren Zügen sich gleichfalls eine mächtige Erregung bekundete. „Ja und dennoch!“ entgegnete sie, schmerzlich zu Boden blickend, „dennoch ohne dauernden Erfolg, denn Mister Albri befindet sich — schon seit wenig Wochen nach der Katastrophe von M. — hoffnungslos im Irrenhause!“

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Von Hermann Kngg.

1.

Wie durch die Felber Winde wehen
Die herblich rothen Blätter treibt!
Daraus, o Herz, kannst du's erkennen,
Wie lang dir treu die Liebe bleibt.
Ach! wie die Tage sich verdüstern,
Und Alles stirbt, im Wald nur hier
Bernehn' ich noch ein sanftes Flüstern
Ich glaub', es sagt mir was von dir!

Von dir die letzten Worte noch! —
Wie herb sie mich auch dächten,
So schienen sie mir doch,
Wie sag' ich's, wie zu leuchten?
Wie letzte Tropfen Weins
In einer zerbrochenen Schale;
Wie Splitter eines Edelsteins,
Noch Feuer in jedem Strahle.

2.

Oftmals kommt mir auf den Wegen,
Wo wir beide sonst gewalt,
Eine tiefverschleierte Gestalt
In der Dunkelheit entgegen.
Schatten! möcht ich sie wohl fragen,
Bist aus Träumen du gewebt,
Von dem Herzen noch belebt,
Das einst hier so heiß geschlagen?

3.

Die Nacht ist eines bösen Dämons Zelt,
Der unre Seelen, wenn wir schlafen,
Am Boden und in Fesseln hält,
Um für ihr Denken sie zu strafen.
Er schleppt sie durch das öde Reich
Der Angst und unter tausend Hülfen
Bedrängt er täuschend sie zugleich
Mit Wünschen, die sich nie erfüllen.

4.

Nicht immer schließt wie auf der Bühne
Das Schicksal mit vollkommenem Schluß,
Nicht immer findet Schuld die Sühne,
Die Liebe süßen Todeskuß.
Viel öfter wird ein Herz zersplittert,
Und Leid wie Luft stirbt Jahr um Jahr,
Wie Bild und Schrift zuletzt verwittert,
Und Traum wird, was Erinnerung war.

Das Victoria-Lyceum in Berlin.

Als im Januar 1869 das Victoria-Lyceum eröffnet wurde, zweifelte Mancher an seiner Leistungsfähigkeit; selbst unter denen, die sich dafür interessirten, wurde vielfach die Meinung ausgesprochen, daß es nicht Bestand haben könne, weil es aus keinem directen Bedürfniß hervorgegangen sei und von dem größeren Publicum als Modesache behandelt werden würde. Daß sich schon für den ersten Curfus zweihundert Zuhörerinnen einschreiben ließen, konnte diese Zweifel nicht heben, denn was die Damen dazu veranlaßte, war gewiß mannigfacher Natur. Der Name der hohen Protectorin, welche auch den Teilnehmerinnen einen gewissen Glanz verlieh, hatte wohl etwas Verlockendes, und so mißachte sich in das Verlangen, seine Kenntnisse zu bereichern, jedenfalls ein wenig Eitelkeit und

ein wenig Neugier. Die Vorsteherin des neuen Instituts, Miß Archer, war durchaus nicht verblendet über diesen ersten Erfolg, sie wußte sehr wohl, daß weitaus die Minderzahl der Zuhörerinnen aus innerem Bedürfnis gekommen waren und den rechten Ernst mitbrachten. Doch sie ließ sich nicht abschrecken, und es verdient die höchste Anerkennung, daß sie die Energie hatte, trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, das Lyceum nun auch unermüdet und in demselben Sinne, wie sie es begonnen hatte, fortzusetzen. Wer jetzt, nach vier Jahren des Bestehens, noch ein Vorurtheil gegen das Lyceum hegt, von dem kann man wohl sagen, daß er weder den Zweck desselben begriffen, noch über die Art seiner Wirksamkeit unterrichtet ist. Wo die Verhältnisse nicht zu einer bestimmten Berufswahl hindrängen, wo höhere Bildung nur dazu dienen soll, den Blick zu erweitern für alles Edle und Schöne, da tritt das Victoria-Lyceum helfend und fördernd ein. Indem es namentlich den bevorzugten Ständen dient, könnte es scheinen, als wäre es von geringerem Werth und von weniger Nutzen, als die Fach- und anderen Fortbildungsschulen; dem ist aber nicht so. Die Bildung, die nicht nur gesucht wird, um Geld zu erwerben, sondern um dem Leben einen geistigen Inhalt zu geben, öffnet Auge und Herz für die großen Probleme der Gesellschaft und hebt die Scheidewand, die Stand von Stand trennt. Und recht vorzugsweise bedürfen die Frauen der höheren Stände diesen geistigen Inhalt des Lebens, denn da sie keine äußere Nothwendigkeit zu erster Thätigkeit zwingt, gehen gar oft die besten Eigenschaften des Herzens und Geistes in kleinlicher Eitelkeit und Genußsucht oder in thörichter Selbstüberhebung unter.

Das Victoria-Lyceum ist seit seiner Entstehung in stetem Wachsthum begriffen, es hat den Zeitraum, in dem es hätte Modefache sein können, überwunden und sich ein Publicum gebildet, das sich bei jedem naturgemäßen Wechsel immer wieder aus sich selbst ergänzt. Mit der steigenden Zahl der Zuhörerinnen hat der Ernst und Eifer derselben zugenommen, so wie sich auch die Lehrgegenstände vermehrt haben. Im ersten Cursum waren sie auf deutsche und französische Literatur, nationale Geschichte und Kunstgeschichte beschränkt. Schon im zweiten kam Musiklehre, englische Literatur, Physik und Geologie dazu. Bei einer Zahl von schon vierhundert Teilnehmerinnen wurde mit dem Beginn des fünften Cursum im October 1871, zu den bereits genannten Vorlesungen noch Botanik, Kirchengeschichte und Chemie hinzugefügt.

Ein gewiß erfreulicher Beweis für die Wirksamkeit des Lyceums war es, daß zur selben Zeit, von einigen der Zuhörerinnen angeregt, eine Bibliothek gegründet wurde, welche in unmittelbarem Zusammenhang mit den Vorträgen steht. Der Prospectus für den im Januar 1872 begonnenen Cursum hatte wiederum von zunehmendem Besuch des Lyceums und steigendem Eifer und Ernst der Zuhörerinnen zu berichten. Die Vorlesungen des zweiten Cursum im vorigen Jahre begannen den 8. October, und fand den Tag vorher, Montag den 7. October, die Eröffnung statt, bei welcher die Vorsteherin, Miß Archer, vor einer zahlreichen Versammlung von Damen, einigen Mitgliedern des Curatoriums und der Lehrer, eine Ansprache in deutscher Sprache hielt. Die Versammlung hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die ernst und ruhig gesprochenen Worte, durch welche hier und da das innere Feuer hoher sittlicher Ueberzeugung zum Ausbruch kam.

Ich beabsichtige nicht, auf den Inhalt dieser Ansprache näher einzugehen; sie ist im Druck erschienen und möchte ich Zeder, der ein Interesse für das Victoria-Lyceum hat, empfehlen, sie zu lesen. Wie jedes Wort das Gepräge seines Ursprungs trägt, so auch diese Rede. Aus jedem Worte derselben leuchtet der energische, edle Charakter und das warme, treue Herz der Vortragenden; mit jedem Wort steht sie ein für den Werth des Lyceums, und fast könnte deutsche Frauen ein Gefühl der Beschämung beschleichen, daß eine Engländerin deutschem Wesen und deutschem Geiste so warm das Wort redet.

Das Jahr 1873 hat von neuem gezeigt, welche ehrenvolle Stellung das Victoria-Lyceum unter den sonstigen Bildungsanstalten einnimmt, und ich freue mich, dem Publicum mittheilen zu können, daß für nächsten Winter sichere Aussicht vorhanden ist, das Lyceum weiteren Kreisen leichter zugänglich zu machen und die einzelnen Unterrichtsgegenstände durch vermehrte Stundenzahl gründlicher behandeln zu können.

Ein Feenkind.

(Zu dem Bilde von Fritz Paulsen.)

Auf der letzten Berliner Kunstausstellung im Akademiegebäude hat das kleine Bild von Paulsen: „Mutterglück“ durch die Anmuth seiner Composition und die Eleganz seiner Ausführung die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Publicums lebhaft auf sich gezogen. Der Künstler führt uns in das Boudoir einer jungen vornehmen Frau, die an der Wiege ihres Kindes den Besuch zweier Freundinnen empfängt und diesen mit stolzen, leuchtenden Blicken ihren kleinen schlafenden Schatz zeigt. Die Tagelöhnerin, die ihr Kind in Lumpen gehüllt an die Brust drückt, ist nicht minder eine Madonna, als die große Dame, die ihr Erstgeborenes mit Seide und Gaze bedeckt; aus den Augen einer jeden Mutter strahlt eben dasselbe unsagbare Glück, Freude, Stolz, Demuth und zum Himmel jauchzendes Entzücken. Auf unserem Bilde sehen wir in der Ecke des reichen Schlafzimmers vor den herniederhängenden Bettgardinen und dem phantastischen japanesischen Schirm an der zierlichen Korbmöbel auf der einen Seite die Mutter, auf der anderen die beiden zum Besuch, zum Glückwunsch und zum Bewundern gekommenen Freundinnen. Von jenem aus Schilf und Binsen geflochtenen Korb, den die Wellen des Mias schaukelten, und in welchem die Tochter Pharaos den kleinen Moses aufwand, bis zu diesem eleganten Erzeugniß der modernen Industrie liegt ein Zeitraum von Jahrtausenden, aber die menschlichen Empfindungen bleiben dieselben. Um die Wiege unseres jungen Erdenbürgers strömt eine Atmosphäre von Glanz, Heiterkeit und Reichtum, und wie jetzt die drei schönen Frauengestalten die Wiege umstehen, so mögen auch wohl unsichtbare gütige Feen zu Häupten des Kindes verweilen und als himmlische Patzen ihre Weihegeschenke niederlegen. Nicht immer freilich wird das zukünftige Schicksal dem Menschen an der Wiege gesungen, aber wen die Grazien bei der Geburt geküßt, der ist gesiegt fürs ganze Leben, der ist in Wahrheit ein

Feenkind.

„In der Wiege, von Mutterhänden gewiegt,
In die Kissen das kleine Wesen sich schmiegt.
So träume du jetzt den glücklichen Traum,
Das Leben bietet dir Besseres kaum;
So wachse, gedeihe, mein süßes Kind,
Die Feen um dich verjammelt sind.
Sie stehen zu Häupten dir unsichtbar,
Sie streifen dir schmeichelnd das blonde Haar,
Sie segnen dich mit ihrer Hand:
Sei froh und Sorge dir unbekannt!“

Die erste Fee, sie nickt dir zu:
„Sei Dir im Herzen Fried' und Ruh',
Beglückend sei dir selbst beglückt,
Der Glückliche Welt und Menschen entzückt!“

Die Zweite spricht: „Sei fromm und gut,
Hab' klaren Sinn und hellen Muth,
Freundliche Augen, ein liebend Herz,
Im Ernst sei tief, bescheiden im Schmerz.“

Die Dritte lacht mit Frühlingsglanz:
„Dein Haar umschlinge der düftigste Kranz,
Der Schönheit Blüthe sei dir geweiht,
So prange in Glanz und Herrlichkeit!“



Im Park von Wärlth. Zeichnung von Julius Siemering.

Und alle drei Feen, sie neigen sich,
Sie küssen dich und segnen dich,
Und singen vereint in hellem Chor:
„So wachse als blühendes Kind empor;
Daß unsre Wünsche erfüllt sei'n,
Sei glücklich, lieb Kind, bleib fromm und rein!
Wie wir dir treu und froh gesinnt,
Sei gesegnet, holdseliges Feenkind!“

F. H. Kugler.

Dr. Ulrich Arnold Nachsibei.

Episode aus dem Leben eines verbannten Königs, mitgetheilt von George Heselkel.

Ein sauberes und freundliches thüringisches Landstädtchen liegt im Sonnenglanz vor uns; es sieht sehr wohlhabend aus und hat sogar einen vornehmen Anstrich, wenigstens an dem Ende, wo an einer sanften Bodensenkung sich ein Schloßlein sonnt, in welchem einst eine Nebenlinie des regierenden Hauses ihre Residenz gehabt hat.

Wir sagten ein Schloßlein, denn im siebenzehnten Jahrhundert waren die fürstlichen Nebenlinien meist noch so bescheiden in ihren Ansprüchen, daß ihre Residenzen jetzt kaum für den Herrn Amtsrath und die Frau Amtsräthin ausreichen; erst im achtzehnten Jahrhundert erhielten die „abgetheilten“ Herren jene weiten Schlösser, die jetzt als Zuchthäuser, Casernen oder Unterrichtsanstalten dienen und in ihrer Charakter- und Stillosigkeit weder den ehemaligen noch den jetzigen Gebrauch verrathen.

Das Schloß zu Welfingen, wie wir das Städtchen nennen wollen, war vollkommen wohl erhalten, obwohl seit länger als hundert Jahren kein Mitglied des fürstlichen Hauses dort gewohnt hatte, vielleicht weil man sich in der Residenz und in der landesherrlichen Familie selbst der dort erloschenen Nebenlinie nicht gern erinnerte. Man hatte aber das Schloßlein zum Mittelpunkt der Forstverwaltung gemacht, wozu es sehr passend inmitten der bedeutendsten Forsten des Landes belegen war, und seit dem Hintritt des letzten „abgetheilten“ Herrn hatte auf der Dachsburg, diesem Namen führte das Schloß zu Welfingen, stets der Landforstmeister seinen Amtssitz gehabt; und unten im Saal hingon die Bilder der Herren Landforstmeister ebenso hochmüthig fast, wie oben in der Galerie die Bilder der „abgetheilten“ Herren und Damen des hochfürstlichen Hauses.

Es war ein heißer Tag gewesen, und die Sonne stand grade hoch genug, um der Sehnsucht nach Abendkühlung noch eine Weile Stand halten zu können; trotzdem hat der ältliche Herr, der dort die Straße herankommt, den langen, blauen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft und den Hut tief in die Stirn gerückt. Der Staub auf den Stiefeln und der derbe Wanderstab verräth allein den zurückgelegten Marsch, der Schritt ist nicht nur noch straff, sondern selbst elastisch.

Unten im Städtchen hatte Niemand auf den ältlichen Herrn geachtet, dort wohnten nur Landbauern, die auf ihrem Acker draußen waren, als derselbe aber in die Nähe des Schlosses kam, folgten ihm sofort mancherlei Augen, denn hier, im Faubourg Saint Germain von Welfingen, wohnten nicht nur allerlei Beamte des Jagd- und Forstamtes, sondern auch die Wittwen und Nachkommen abgestorbener Landforstmeister, die hier eine leidliche Pension und den Rest ehemaligen Ansehens friedlich verzehrten.

Da Welfingen außerhalb der Grenzen des großen Touristenzuges lag, so erregte selbst so ein ältlicher Herr eine Aufmerksamkeit, die ihm vielleicht schmeichelhaft gewesen wäre, wenn er sie bemerkt hätte, sichtlich aber war dies nicht der Fall, denn er ging selbst bei dem Parterrefenster des Landforstschreibers kalt vorüber, obwohl dessen schöne Gattin weithin blickte als die „Aehre von Welfingen“, mit den blonden Locken spielend und in blonde Träume verjunken vor dem Stickerahmen am Fenster saß.

Der Fremde trat durch das Gitterthor in den mit grünem Gras wohlbestandenen Schloßhof der Dachsburg, folgte einem ziemlich gehabhten Pfade, der durch die grüne Savanne nach einem Nebenpförtchen führte und setzte dort einen alten Hund, der wohl noch nie einen Fremden gesehen hatte, durch seine Erscheinung gewaltig in Schrecken; das arme Thier stieß ein weinerliches Geheul aus auf das vom gegenüber liegenden Flügel her kräftige Hundestimmen in allen Tonarten antworteten. An einem Thürfenster erschien ein altes schmutziges Gesicht, stemmte das Kinn auf ein Paar mit unjauberer Leinwand beklebete Arme und sagte hochmüthig belehrend: „Das hier

ist der pensionirte Flügel.“ Ein melancholisches Lächeln flog über die festen Züge des Fremden: „Da bin ich ganz recht,“ sagte er ruhig, „ich bin auch pensionirt und suche den Herrn Dr. Arnold Nachsibei!“ Der mit dem schmutzigen Angesicht machte eine Bewegung als nähme er seinen Hut ab, da er aber keinen auf hatte, so blieb es eine leere Höflichkeitssphäre, und es blieb auch bei dieser Geste, denn gleich darauf hatte der Pensionirte das Gefühl von Achtung



Mutterglück. Von Fritz Paulsen.

(Nach einer Photographie der „photographischen Gesellschaft“ in Berlin.)

glücklich überwunden, daß ihm das Benehmen des Fremden eingeflüßt, und mit der hochmüthigen Brutalität eines ehemaligen Bedienten sagte er: „Man gehe durch den Flur in den Garten, schlage sich rechts und man wird den Herrn Doctor im rothen Hause finden.“

Je weiter das schmutzige Gesicht sprach, destomehr blähet sich der Kerl auf und zuletzt war er schier bis an die Decke gewachsen, denn seine Stimme klang ganz von Oben herunter. Pflöpflich sank diese Größe zusammen, nicht auf einen Schlag, das

wäre zu kühn gewesen, sie fiel nicht zusammen etwa wie eine stürzende Thüre, sie klappte auch nicht zusammen wie ein Taschenmesser, sondern sie kroch in sich zusammen, wie ein feiger Hund, dem man die Peitsche zeigt.

Der ältliche Herr hatte nur einen Blick auf das schmutzige Gesicht geworfen und leise mit der Hand gewinkt, da hatte dieser in ihm ein Mitglied der Herrentafel erkannt, er sank in sich zusammen, quälte hastig einen alten rothen Livrérock über die knochigen Arme und die schmutzigen Hemdsärmel und schoß, schon

lange bevor der Rock saß, hinaus, um dem gnädigen Herrn den Weg zum rothen Hause zu zeigen.

Der Bursche hatte einst seinen Dienst verstanden, denn ganz stillvoll warf er beide Flügel der Thür des rothen Hauses vor dem Fremden auf und verbeugte sich fast bis zur Erde, als der ältliche Herr hindurchschritt, ohne ihn anzusehen.

„Das ist eine hochfürstliche Herrschaft,“ sagte der pensionirte Bediente, als er hinter dem Fremden die Thür geschlossen, „die

Blicke sind wie Reitschneide, kenne das von meiner seligen Durchlaucht her, Vivat Prinz Christian!"

Damit lehrte die pensionirte Bedientenseele vergnügt in ihre Portierloge zurück.

Der Fremde stand in dem Flursaal eines Gartenhauses, dessen Kühlung auch ihm angenehm zu sein schien.

"Welchen Gast führt mir ein guter Genius an mein einsam Krankenlager?" fragte eine starke Stimme aus einem Gemach, dessen Thür nach dem kühlen Flur zu geöffnet war.

Ein Fremder suchte Herrn Dr. Arnold Nachsibel, mit einem Brief vom Professor Knabenbrügge.

"Wer Du auch sein magst, tritt ein und sei willkommen; gib mir den Brief des Todten, Du magst ein lässiger Bote sein, ein lieber Gast bist Du mir doch!"

Die harte, laute, scharfe Rede des ältlichen Herrn bildete einen scharfen Gegensatz zu dem Wohlklang der starken tiefen Stimme des Doctors. Es war wie Trompete und Posaune.

Uebrigens folgte der Fremde der Einladung in das Zimmer, aus welchem die Stimme erklang, und fand in demselben, fast versteckt unter Büchern und Blumen, ein kleines eisernes Feldbett, auf welchem ein kleiner Greis, mit großen blauen Augen in dem kleinen weißen Gesichtchen, lag.

Der ältliche Herr nahm Platz in einem Lehnstuhl vor dem Lager des kleinen Greises und legte ihm einen Brief auf die Decke.

"Der weiß jetzt mehr, als alle lebendigen Menschenkinder zusammen!" sprach Dr. Arnold Nachsibel und tippte mit dem Zeigefinger auf den Brief: "Professor Knabenbrügge ist jetzt fast drei Monat todt, was kann ihm in dieser Zeit alles offenbar geworden sein?"

Ein fast naiver Neid zeigte sich in den Augen des Doctors; offenbar fühlte er sich beinahe verlegt, daß der Verstorbene die furchtbaren Geheimnisse des Todes früher, als er kennen lernte.

"Ihr frevelst, Herr!" rief der Fremde, der dieses Gefühl in den Blicken des greisen Mannes erkannte.

"Gott kennt mich besser, als Ihr!" antwortete der Greis ruhig.

"Verzeihen Sie," nahm jetzt der Fremde höflich und entschuldigend das Wort, aber Dr. Arnold unterbrach ihn rasch und rief: "Ihr gehört nicht zu den Menschenkindern, welche sich entschuldigen, und ich gehöre zu denen, die nach keiner Entschuldigung trachten; hat Euch mein heimgegangener Freund den Brief gegeben, nur um Euch mit einem alten Sonderling bekannt zu machen und mir einen angenehmen Besuch in die Einsamkeit zu schicken, oder kann ich Euch sonst gefällig sein?"

"Sie werden darüber in dem Brief selbst Auskunft finden," lautete die etwas kühlte Antwort, "darf ich mir morgen zu einer Stunde des Vormittags, welche Ihnen gelegen, einen Bescheid darüber erbitten?"

Der Fremde erhob sich; je höflicher er sich zeigte, desto weniger anspornend wurde sein Wesen, es gab sich etwas Unsympathisches in seiner Haltung kund, was auch den kleinen Greis sehr stark zu berühren schien. Er grüßte mit den Augen, was fast wehmüthig anzusehen, denn das Haupt war durch die Krankheit stark auf die linke Seite gebeugt, als wolle er sagen: "Du hast ein freundliches Herz, Fremder, warum zeigst Du Dich plötzlich so kalt und abstoßend?"

Und der Gast schien diese Frage zu verstehen, denn plötzlich neigte er seine hohe Gestalt, gab die steife Haltung auf, ergriff die Hand des greisen Gelehrten, drückte leise die Fingerspitzen und fragte freundlich: "Darf ich morgen früh kommen, Herr Doctor? ich bin ein Morgenmensch!"

Da lachte der kleine Greis heiter und sprach: "Und Augustin Knabenbrügge war ein Nachtmensch; um welche Stunde mögt Ihr Euch da gesprochen haben? aber kommen Sie, lieber Herr, so früh Sie wollen, ich bin auch ein Morgenmensch, und die Dachsburg ist weber Tag noch Nacht geschlossen, obwohl es hier nur Tagmensch gibt, höchstens ein paar nervöse Abendmensch darunter, ungefähr so, wie eine Fichtenkronung mit eingesprenkten Birken!"

Der Greis freute sich seines Vergleichs, denn er wiederholte ihn leise zu sich selbst sprechend, während sich der Fremde mit leichter Verneigung entfernte.

"Das ist ja ein seltsamer Gast, den mir Augustin da, so zu sagen, von jenseits des Grabes zusendet," flüsterte er in sich hinein, als er allein war, "dachte doch, daß ich die Menschenkinder zu unterscheiden wüßte, der aber gibt mir doch stark zu rathen auf! Soldat ist er, kein Zweifel, aber er ist mehr als Soldat; Soldat in tragischer Gestalt, ein Feldherr, der eine Schlacht verloren hat, eine Figur aus Shakspeare!"

Langsam löste der Greis das Siegel des Briefes, dann las er aufmerksam; eine dunkle Wolke flog über das kleine weiße Gesicht, und unwillig preßten sich die Lippen zusammen. "Das sind Fragen, die der Mensch nicht thun soll, die der Mensch aber auch nicht beantworten soll, selbst wenn er sie beantworten kann!" sprach er bestimmt, dann setzte er wehmüthig hinzu: "Freilich ein tragischer Soldat, das ist er, und die Schlacht hat er auch verloren, aber er hat sie verloren, weil er eben nur ein braver Soldat und kein Feldherr war; auch er hat gewiß als Knabe auswendig gelernt von irgend einem Römerhelden: 'verlor Schlacht und Leben, Namen, Jahrzahl und Datum!' Er hat Schlacht und Leben selbst verloren, denn, daß er noch herum geht ist kein Leben, er geht nur noch als Gespenst herum, als ein Gespenst am hellen Tage; er hat Schlacht und Leben verloren, er hat kein Recht mehr an das Leben. Schuld, freilich Schuld ist da auch, aber, wer wagt es, von Schuld zu reden einem solchen Unglück gegenüber?"

Während der kleine Greis sich solchen Betrachtungen hingab, war sein Gast auf demselben Wege zurückgekehrt, auf dem er gekommen; dieses Mal grüßte ihn der alte pensionirte Schloßdiener mit seiner tiefsten Verbeugung, und selbst der alte Hund erhob sich bei seinem Nahen und legte sich erst wieder, als er vorüber war. Der Fremde aber hatte für den Diener, wie für den Hund einen freundlichen Blick.

Jetzt war es lebhafter in dem ländlichen Faubourg Saint Germain, als vorher; man vernahm durch die offenen Fenster die Töne einiger Claviere, die sicher lange nicht gestimmt waren; es war kein Mangel an neugierigen Gesichtern, aus denen Blicke wie Fragezeichen schossen; auch die blonde Schöne war aus ihren blonden Träumen erwacht, sie stand etwas schläfrig am Fenster, aber unwillkürlich verneigte sie sich, als der Blick des Fremden sie traf, und dieser gab den Gruß ungemein artig zurück.

Das war ein Ereigniß im engen Leben der "Aehre von Welfingen" und lebte noch lange in der Localtradition.

Auch die untere Stadt war jetzt lebhafter, die Leute kamen vom Felde zurück, und als der Fremde in die Gaststube des

Wirthshauses zum rothen Jagdhorn trat, saßen da schon Gäste, welche die Hitze des Tages durch große Gläser eines dünnen Biers bekämpften.

Der Fremde nahm höflich grüßend am Wirthstisch Platz und ließ sich ein Butterbrod und einen Krug Bier bringen. Er aß und trank langsam und mäßig, aber sichtlich wie ein Mann, dem nach starker Bewegung eine Stärkung nöthig ist. Dabei that er nach rechts und links freundliche und verständige Fragen, nach dem Stand der Saaten und ähnlichen Gegenständen, nach denen sich wohl ein Fremder erkundigt, der auf seinem Wege aufmerksam nach rechts und links geschaut hat. Er erhielt auch überall freundliche und gefällige Antworten, denn es ist dort zu Lande eine wohlgezogene, fast glatte Art auch unter dem Landvolk. Offenbar hatte der Fremde sein Wohlgefallen an den Leuten, und sie auch an ihn.

Als er jetzt sein Lager suchte, wurde ihm, wie damals noch überall gebräuchlich, das Fremdenbuch gebracht; er schrieb seinen Namen ein: "Obriß Gustavson!"

Niemand kannte diesen Herrn Obriß; ein alter Schulmeister besah sich den Namen lange, dann sprach er mit Kennermiene: "Seltsame Schrift, jeder einzelne Buchstabe ist fest, als stände er in Stein gehauen, und doch ist in dem Ganzen etwas Schwankendes. Wäre ich ein Richter, so würde ich sagen: dieser Mann hat einen falschen Namen ins Fremdenbuch geschrieben! da ich aber ein Schulmeister bin, o sage ich: dieser Mann ist unerträglich eigensinnig, hat aber einen schwachen Charakter!"

Feine Bemerkungen, die aber für jenen Abend wenigstens verloren gingen.

Am folgenden Morgen war Obriß Gustavson sehr zeitig auf, verzehrte ein Stück schwarzen Brodes und ein Töpfchen kalte Milch, welches Frühstück er sich schon am Abend vorher bestellt hatte, bezahlte seine Zechen mit sechs Groschen acht Pfennigen, gab dem Hausknecht, der ihm seine Stiefeln an den Füßen putzte, ein gutes Zweigroschenstückchen, wie man dort zu Lande damals sagte, und ging mit raschen Schritten wieder nach dem Schloßhofen. Kaum eine Viertelstunde später stand er in dem roten Hause des Schloßgartens vor dem Dr. Nachsibel und sagte fast anmüthig lächelnd: "Guten Morgen, Herr Morgenmensch!" Gleich darauf aber schwand das Lächeln wieder, und die Züge erschienen strenger noch, hölzerner gerade herausgesagt, als sie am Tage vorher gewesen waren, während die Augen eine gewisse Unruhe nicht verhehlen konnten.

Und es war lieblich in dem Zimmer des alten Gelehrten, der Morgenwind kam mit dem Morgenjonnensstrahl leise durchs offene Fenster und kühlte das weiße, kleine Gesichtchen des kranken Mannes, der bis an den Hals mit einem kostbaren Pelz zugedeckt war. Vogelstimmen erhoben sich in Rässigen, die unter Blumen fast versteckt waren.

Als der Greis die Grüße seines Gastes zurückgegeben, sprach er ruhig: "Herr Obriß Gustavson, weil Ihr denn so genannt sein wollt, als ich gestern Abend den Brief gelesen, den mein verstorbener Freund an mich geschrieben, da war ich fest entschlossen, Eure Fragen nicht zu beantworten, denn solche Fragen darf der Mensch nicht an einen Mitmenschen richten, weil er ihn zwingt durch die Beantwortung ein Mitschuldiger des Fragers zu werden. Indessen habe ich mir die Sache näher überlegt und eine Form gefunden, in der ich Eure Fragen beantworten und Euch dadurch nützlich werden kann, ohne mein Gewissen zu beschweren. Wollt Ihr nun Euch meine Form der Beantwortung gefallen lassen, so wunderbar sie Euch dünken mag, so will ich reden, bemerke aber zugleich, daß ich auf jede weitere Nachfrage oder Erundigung stumm bleiben werde!"

Der Fremde verbeugte sich steif zum Zeichen der Einwilligung, es zitterte aber eine Aufregung in den völlig verblaßten blauen Augen und zuckte schmerzlich um die schmalen, fest zusammengedrückten Lippen.

"Zu Mühlheim an der Ruhr," begann der Greis, "lagen dicht beieinander die Besitzungen von zwei edeln Geschlechtern, die waren stammverwandt, vielfach verschwägert und doch nährten sie fast immer feindselige Gefühle gegeneinander. Die Grafen von Dönhof-Falkenstein zu Broich waren reicher und angesehenere, als die Grafen von Limburg-Styrum; die Falkensteiner hegten nicht unbegründete Besorgnisse vor dem feindseligen Neid der Styrumer. Nun war Graf Moriz von Limburg-Styrum, Obriß in spanischen Diensten, ein gewaltiger Jäger, er verlegte mehrfach der Falkensteiner Jagdgrenzen und Jagdrecht, bis ihn Graf Wilhelm Birich, strenger und ernster vielleicht, als klug war, zu Entschuldigung und Genugthuung zwang. Seitdem war Graf Moriz vom bittersten Haß gegen die Falkensteiner erfüllt, den er so wenig verbarg, daß er einst unter lauten Verwünschungen aus weiter Ferne einen Pistolenschuß gegen Schloß Broich abfeuerte, um damit seinem schrecklichen Jorne Luft zu machen. Das erfuhr Graf Wilhelm Birich wieder und ging den grimmigen Vetter vorsichtig aus dem Wege. Einige Zeit darauf kam des Falkensteiners einziger Erbe und Sohn, der junge Graf Karl Alexander, der als Obriß über ein Regiment leichter Reiter in französischem Dienst stand, zum Besuch nach Hause und wurde eines Tages von seinem Vetter, dem Grafen Moriz, eingeladen, mit ihm nach dem Lipperhaidenbaum zu reiten, um die dort eintreffenden Koppelpferde zu muftern. Dem Vater abnete Unheil, er warnte, der Sohn aber ließ sich nicht halten, doch gab ihm der alte Graf dreißig Reiter mit. Der Styrumer war den ganzen Tag höchst freundlich gegen seinen jungen Verwandten, und sie kehrten in bestem Einvernehmen mit einander auf dem Rückwege vom Lipperhaidenbaum in der Abtei Hamborn ein, wo ihnen der Abt ein herrlich Mahl rüsten ließ, als er aber dabei dem jungen Grafen von Broich den Ehrenplatz gab, weil die Broicher anerkannt den Vorrang vor den Styrumern hatten, brach Graf Moriz in wilde Wuth aus, und sofort standen sich die Vettern mit gezücktem Schwert einander gegenüber. Doch brachte der Abt mit einiger Mühe eine Versöhnung zu Stande. Gegen neun Uhr Abends ritten die Grafen in den freundlichsten Gesprächen nach Hause. Es war eine schöne mondbelte Octobernacht. Da sahen die Broicher Dienstreute, die vielleicht zwanzig Schritte hinter den beiden Grafen ritten, daß Graf Moriz plötzlich ein Pistol zog, daß er feuerte und daß ihr Herr lautlos vom Pferde sank, während der Mörder davonsprenkte. Der junge Graf Karl Alexander verzichtete unter den Händen seiner Dienstreute; sein Noß war davon gelaufen, durch die Ruhr geschwommen und kam mit blutigem Sattel auf dem Schloßhof zu Broich an. Der unglückliche Vater wußte, daß er keinen Sohn mehr hatte. Im ersten Jorn bot Graf Wilhelm Birich seine Mannen auf, zog vor Styrum und verbrannte das Schloß, aber Graf Moriz war geslichtet, er wollte sich vor der Folge seiner blutigen That in Spanien

schützen. Indessen schon in Paris ereilt ihn die Rache; ein Offizier von dem leichten Reiterregiment Karl Alexander's tötet den Mörder seines Obrißen an offener Wirthstafel nieder. Gramgebeugt ließ Graf Wilhelm Birich auf seines Sohnes Sarg schreiben:

Gestern war ich frisch und stark,
Heute schon lieg' ich im Sarg —
Das bedent' ein jeder Schrift,
Wer hier lebt und sterblich ist.

Das war anno 1659. Erst im Jahr 1682 wurde Graf Wilhelm Birich als der letzte Mann des Stammes der Dönhof von Falkenstein mit Helm und Schild begraben. Seine Herrschaft kam durch seine älteste Tochter, Anna Elisabeth, an die Grafen von Leiningen; dann wieder durch Heirath an das hessendarmstädtische Haus. So, daß das Broicher Blut jetzt in den Adern der Mitglieder der Fürstlichen Häuser Hessen, Mecklenburg, Sachsen und Preußen fließt. Des Grafen Wilhelm Birichs zweite Tochter, Charlotte Auguste, heirathete in kein vornehmes Geschlecht, sie heirathete aber einen ganz vorzüglichen Mann, einen Fürsten im Reich des Wissens, nämlich den Prediger der reformirten Gemeinde zu Mühlheim an der Ruhr, den Dr. Arnold Sibel. Als der anno 1690 zu Cleve starb, hatten seine Nachkommen einen solchen Respekt vor ihm, daß sie sich nicht mehr Sibel, sondern Nachsibel nannten. Nun von diesen Nachsibeln, die mit den ersten Regentenfamilien des jetzigen Europas verwandt sind, bin ich der Letzte, ein armer Doctor und pensionirter Prinzenerzieher. Nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Stolz habe ich davon nie geredet. Nur einmal, als mich ein sehr kleiner Fürst sehr hochmüthig behandelte, hat es mich gekitzelt, zu ihm zu sagen: "Lieber Herr Vetter, wissen Sie denn nicht, daß wir durch die verewigte Königin Louise von Preußen blutsverwandt sind?" Aber ich schwieg, und so ist der Herr Obriß Gustavson der Erste, dem ich die hohe Verwandtschaft der Nachsibeln enthülle, die Alle reformirte Prediger, stille Gelehrte und brave Menschen gewesen sind. Ich denke, der Herr Obriß Gustavson wird begreifen, warum ich ihm diese Familiengeschichte, die auch mit einem Verbrechen beginnt, erzählt habe."

Der Fremde, dessen Holzschütt-Gesicht fast mild geworden war, verbeugte sich in seiner steifen Manier.

"Nun Ihr diese Geschichte verstanden," fuhr der Greis fast jedes Wort scharf betonend fort, "beantworte ich Eure erste Frage dahin, daß Ihr Nichts zu fürchten habt, Herr Obriß; habe Ihr den Verstand nicht verloren, als man Euch die Wahrheit über das Verbrechen mittheilte, das an Euch vor Eurer Geburt verübt wurde, so werdet Ihr ihn auch jetzt nicht verlieren. Wüßte Ihr nicht, daß die, welche von einem so furchtbaren Unglück bedroht sind, niemals fragen? niemals von ihrem Zustande sprechen? Es ist mehr, als Scheu, es ist wie eine Art von Keuschheit, mit der sie ihren Zustand verdecken, ich sage Euch, daß Ihr völlig beruhigt sein könnt!"

Obriß Gustavson stand auf, fast steil richtete er sich, dann schlug er die Arme über der Brust zusammen.

"Die zweite Frage," fuhr der Greis fort, "ist mehr delicat, als schwer zu beantworten, für mich nämlich; Herr Obriß, ich kenne das Geheimniß der Nacht zu Altenburg. Auch ich habe daselbst im alten Hirschgasthof geessen und manch guten Trunk gethan zu nächtiger Stunde mit einem lieben Freunde und großen Poeten, den mir nicht der Tod, sondern das Leben genommen. Der Tod gibt, das Leben nimmt. Doch lassen wir meine Jugenderinnerung, der Greis ist schwachhaft. Ich habe die herrliche Frau, um die es sich hier handelt, drei Mal gesehen. Zuerst als Kind im rothen, goldverschmückten Pelzrock zu den Füßen der großen Kaiserin Katharina; die war ein unkeusch Weib, aber doch eine große Regentin. Zum zweiten Male sah ich diese Frau ohne Gleichen an einen Fenster des Schlosses zu Stockholm, sie schaute unverwandten Blicks auf das einzige Fleckchen Erde im Schloßhof, wo die Sonne den Schnee weggeschmolzen, sie hatte wohl Heimweh nach der heimischen Pfalz am Rhein, aber es waren doch stolze Glücksaugen, mit denen sie niederblickte, sie war eine glückliche Weib. Zum dritten Male habe ich sie gesehen in ihrer schönen Heimath, das war nach der Nacht in Altenburg, aber sie blickte traurig in die Sommerlandschaft, sie hatte keine Glücksaugen mehr, sondern diese schrecklichen, hangen Sehnsuchtsaugen des einsamen Weibes. Herr Obriß Gustavson, diese edle Frau leidet das Schwerste, was ein Weib tragen kann, denn sie hat innig liebend der Liebe entsagt, zu der sie berechtigt, weil ihr ihrem Gewissen gehorcht. Aber sie wird jenen Entschluß in der Nacht zu Altenburg nie zurücknehmen; über dessen Berechtigung habe ich kein Urtheil."

Obriß Gustavson hatte sich langsam niedergesetzt, er hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen, einzelne Thränen quollen durch die rauhen Finger.

"Die dritte Frage beantwortete ich mit einem Nein!" nahm der Greis nach einer kleinen Pause das Wort wieder, "denn Ihr habt ein Gewissen; selbst wenn Euch ein Geschick zurückführte, Ihr könntet nicht wieder einen Thron bestiegen, von dem Ihr jetzt wißt, daß er Euch nicht gebührt. Aber auch wenn Ihr gewissenslos genug dazu wäret, es hätte Euch Nichts, Ihr brächtet die Krone doch nicht auf Euren Sohn. Man kann wohl einen Widling auf einen Baum pflropfen, aber nicht zweimal; ist einmal gewaltig abgerissen, so bekleidet er sich nicht zum zweiten Male!"

Die Canarienvögel begannen fast überlaut zu schnattern, die Natur hat kein Mitleid.

Obriß Gustavson erhob sich, erfaßte des Nachsibel's Hand, er wollte reden, er vermochte nicht; auch der Greis sagte kein Wort; eine steife Verneigung, und der Morgenmensch schritt hinaus in den Morgen mit starken Schritten.

"Das ist wohl das letzte Mal in meinem Leben, daß ich gefühlt habe, wie Menschenaugen naß werden!" sprach der Nachsibel leise, als der Obriß schon weit fort war.

Einige Tage darauf erzählte der alte Schulmeister im Gasthofe, daß der Fremde von neulich, an dem sie Alle solche Fremde gehabt, ein König gewesen sei, ein verbannter König, der einst Gustav IV. Adolf von Schweden genannt habe.

* Anmerkung. Gustav IV. Adolf (Sohn Gustav III. und der Sophie Magdalena, Tochter des Königs Friedrich V. von Dänemark) geboren 1700, folgt seinem von Ankerström ermordeten Vater in der Regierung 1702; er macht sich 1707 mit Friederike Tochter des Erbprinzen Ludwig Karl von Waden; wird entthront im März 1709; führt fortan ein unruhiges Leben in Deutschland und in der Schweiz; läßt sich 1812 von seiner Gemalin scheiden; stirbt 1837 zu St. Gallen. Sein Sohn ist Prinz Gustav Wajsa, Vater des Kronprinzen von Sachsen.

WIENER WELT-AUSSTELLUNG.

Von Ludwig Pfau.

III.

Unter allen in Kunst und Gewerbe verwendeten Metallen kam das Kupfer und die Bronze — ein mit Zinn oder Zink vermishtes Kupfer — zur frühesten und allgemeinsten Anwendung. Schon in der Bibel und im Homer geschieht dieser Materie Erwähnung, und die Verarbeitung derselben war im Alterthum eine so massenhafte, daß es zu Plinius Zeiten in der einzigen Stadt Athen 3000 Bronzestatuen gab. Auch in Italien war fast jede Stadt, jedes öffentliche Gebäude oder reiche Privathaus mit Erzbildern geschmückt, und zu einer gewissen Zeit bezifferte sich die Gesamtzahl dieser in Italien, Griechenland und Kleinasien befindlichen Kunstwerke wohl auf 30,000.

Ebenso diente die Bronze zur Herstellung von allerlei schönen und wohlverzierten Geräthen; denn die verhältnismäßige Festigkeit und der schöne Guß des Kupfers bequemt sich der feinsten Detailausführung. Aber nicht nur im Gießen, auch in der Bereitung schöner Mischungen war man im Alterthum sehr geschickt, eine Kunst, die später verloren ging, und die man wohl in der Renaissanceperiode, sowie in der neueren Zeit wieder geübt und gelernt hat; obwohl wir noch immer nicht den Werth auf diesen Theil der Technik legen, welchen die Alten zuerkennen.

Unsere heutigen Güsse sind bekanntlich, wie die alten, Hohlguße; aber die ältesten Gußarbeiten wurden ohne Zweifel mit Hilfe von verlorenen Formen in einem Stück und in massivem Metall ausgeführt. Erst später, und nachdem man sich umgesehen hatte, Metallarbeiten mit dem Hammer zu treiben und aus mehreren Stücken zusammenzusetzen, fand man Mittel und Wege, hohle Erzbilder durch den Guß herzustellen. Man verfertigt nämlich einen Metallabguß, unter dessen wächserner Rinde sich ein Kern aus Mörtel befindet. Nachdem man denselben mit einem feuerfesten Mantel bedeckt hat, läßt man mittelst Erwärmung das Wachs schmelzen und ablaufen, wodurch ein Hohlraum entsteht, der sodann mit der flüssigen Bronzemasse ausgefüllt wird.

Dieser Guß in einem Stück bietet jedoch Schwierigkeiten, welche mit seinem Werthe in keinem Verhältnis stehen, und deshalb werden fast alle größeren oder weniger einfachen Bronzearbeiten stückweise gegossen und nachher zusammengesetzt. Man macht zu dem Ende Stückformen aus Gußsand, umgibt sie in der Weise, wie man die guten Formen zum Gießen der Gipsfiguren herstellt; nur versteht man hier die Form mit einem Kern aus demselben Sande, um den Hohlraum zu erhalten. Die Stücke werden sodann mit Hilfe von Werkzeugen und Fugen zusammengesetzt und mit dem Hammer ineinander vertrieben, daß der Ansatz nicht mehr zu erkennen ist.

Eine große Förderung ist übrigens in unserer Zeit der Bronzeindustrie durch die Galvanoplastik zu Theil geworden. Ein tüchtiger, wohlgeübter Guß hat zwar eine gewisse Weichheit und Freiheit, einen mehr künstlerischen Charakter, welchen zum Theil der nochmaligen Ueberarbeitung von Hand verleiht; dagegen weiß die Galvanoplastik von allen Schwierigkeiten des Gusses nichts, weder Stückformen noch Kerne, weder Gießnäpfe noch Anschlagen; das folgsame Metall schlägt sich in die Form nieder, stark oder schwach, je nach Wunsch, und reproduirt das Modell mit einer Treue und Genauigkeit, die das besten Ciseleurs spottet. Es verhält sich mit dieser Vervielfachung wie mit den übrigen vervielfachenden Erfindungen auf dem Gebiete des Kunstgewerbs; sie führen zwar zu einer kleinen Abschwächung der Kunst, zugleich aber zu einer großen Ausbreitung des Schönen. Die künstlerische Arbeit erleidet eine Einbuße in den höchsten Schätzen ihrer Erzeugnisse, aber die Masse des Mittelguts steigt um viele Stufen, und die künstlerische Form erobert sich Gebiete, welche ihr früher unzugänglich waren.

Die Ausstellung ist auch jetzt noch — vierzehn Tage nach ihrer Eröffnung — weit entfernt, auch nur eine annähernde Uebersicht in irgend einem Zweige der schönen Industrie zu gestatten. Namentlich sind die Hauptländer, England, Frankreich und Deutschland, noch immer mit Auspacken beschäftigt. Die Bronzeschränke füllen sich etwas schneller mit ihrem leichter zu handhabenden Material; wir wählen daher aus dieser Abtheilung, so weit sie zugänglich ist, für heute eine französische und zwei deutsche Arbeiten.

Erstere (Fig. 1) besteht aus einem Ständer in reichem französischen Renaissancestil. Derselbe ist etwa fünf Fuß hoch und bestimmt, eine Lampe oder Blumenvase zu tragen. Er ist von blankem Messing, ein Material, das schon unter Ludwig dem XIII. anfing, die Bronze- farbe zu verdrängen und den Uebergang zu dem prunkenderen Geschmack Ludwigs des XIV. einzuleiten. Wir müssen gestehen, daß wir die braune oder grüne Bronze vorziehen, die ein entschieden künstlerisches Gepräge hat. Aber die Pariser Industrie liebt die Viel- seitigkeit und weiß sich in allen Stilformen zu bewegen. Im Uebrigen ist die Zeichnung elegant, die Ausführung kräftig und die Be- handlung glatt und einfach, wie es dem Cha- rakter eines Gegenstandes angemessen ist, der nicht gehalten werden muß und das Scheitern nicht fürchten darf. Der Ständer ist von Henri Perrot in Paris.

Die deutschen Gegenstände sind galvano-

plastische Arbeiten in Silberoxydfarbe mit sparamer, wohl- gebrachter Vergoldung; doch bestehen einzelne Theile aus ge- gossener und ciselirter Bronze. Das Schmuckkästchen (Fig. 2), im Stil Louis XVI. entworfen — der seit dem Kaiserreich auch in Frankreich wieder sehr in Auf- nahme gekommen ist — zeigt ein ein- gehendes Studium jener Geschmacksrich- tung, welche kleineren Metallarbeiten zum Schmuck von Ramin und Toilet- tentisch allerdings mancherlei Hilfs- mittel bietet, mit ihrer willkürlichen Decoration jedoch keine sehr hohe Stufe künstlerischer Empfindung erreicht. Die Wände des Kästchens sind mit allerlei mehr oder weniger schäferlichen Emblemen geziert, und den Abschluß

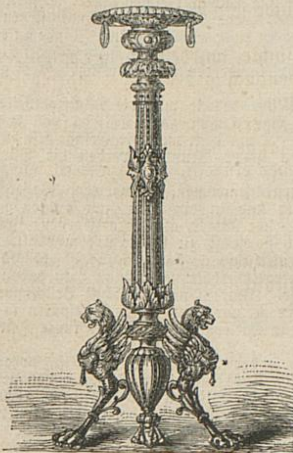


Fig. 1. Lampenständer im Renaissancestil, von Henri Perrot in Paris.

des Ganzen bildet ein Hündchen, das apportirt. Die Rauchgarnitur (Fig. 3), bestehend aus Platte, Cigarren- behälter, Aschenschale und Zündholzbecher, ist im Stil der Renaissance gedacht, und namentlich der Teller sehr hübsch decorirt. Die Mitte desselben nimmt ein Medaillon mit einem

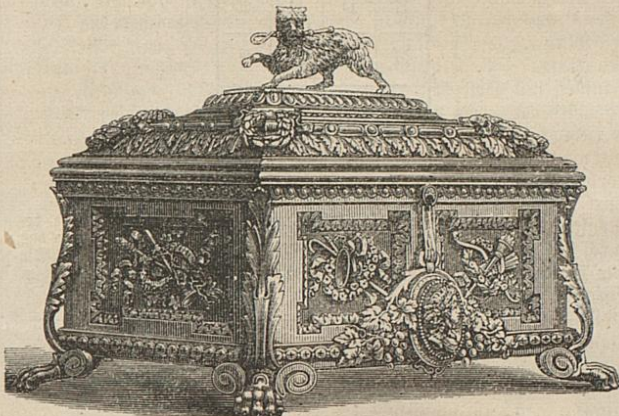


Fig. 2. Schmuckkästchen im Stil Louis XVI.

stehenden Bacchus ein, umgeben von einem Kranze leichter Wein- und Epheuranken in flachem Reliefe. Die kräftiger gehaltene Randverzierung besteht aus amphorenhaltenden Amoretten u. s. w. Den Cigarrenbecher umgibt ein niederländischer Kirmeßzug im Geiste der Bilder eines Jan Steen und Ostade. Auf der Aschenschale liegt ein Thyrsusstab.

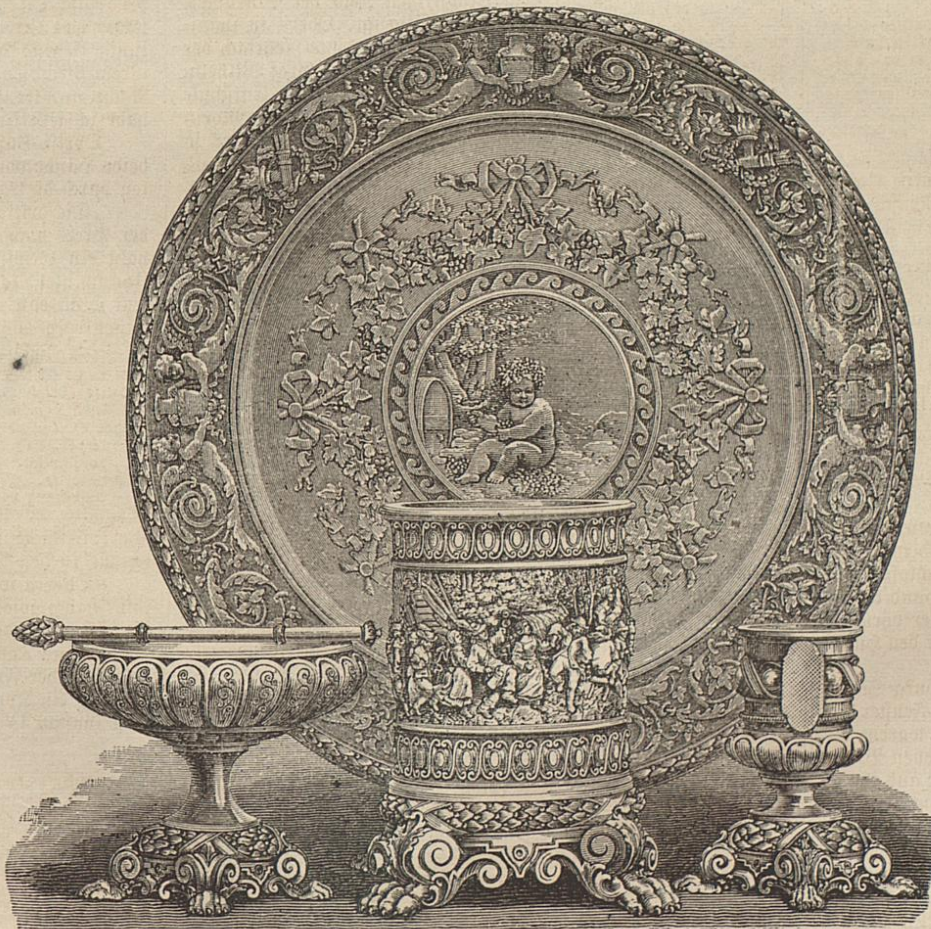


Fig. 3. Rauchgarnitur aus der Bronzefabrik von Erhard und Söhne in Gmünd.

Diese Gegenstände sind einer hübschen Sammlung ent- nommen, welche die Bronzefabrik von Erhard und Söhne in Gmünd ausgestellt und größtentheils nach den Entwürfen ihres Artisten G. Bauer ausgeführt hat. Sie gehören wohl, so weit sich das bis jetzt beurtheilen läßt, zum Besten, was Deutschland in diesem Fache geleistet hat, und zeigen das verdienstvolle Streben, die Bronzefabrikation durch gute Ori- ginalarbeiten auch in Deutschland einzubürgern.

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschaftsplaundersien.

Für und wider Eingemachtes. Obwohl wir der Zeit des Einmarmelns von Vorräthen noch lange nicht entgegensehen, so wird ein vorzüglich Wort doch nicht zu frühe sein. Schon geht, was wir im vorigen Jahre emsig gesammelt und mühevoll bereitet, zu Ende, und unsere ganze Hoffnung ist auf des kommenden Sommers und Herbstes neuen Segen gestellt.

Benutzen wir darum eine ruhige Stunde, um uns über die zweckmäßigste Aufbeahrung des Obstes zu belehren — in des Sommers mancherlei Unter- haltungen und Zerstreungen ereignet es sich leicht, daß wir abermals im alten Schlenkerian verharren und den weisen Satz Kleante's nicht beherzigen:

„Spare, ohne zu entbehren,
Genieße, ohne zu verschwenden.“

Doch zur Sache! Wohl hält sich getrocknet das Obst am längsten, ent- behrt aber der lastigen Frische, durch welches dasselbe so labend und erquickend ist, darum genügt das Winter-Obst unseren Hausfrauen auch nur zum Kochen; für Ausnahmefälle suchen sie sich durch Zuckereintochen die Frische im Safte zu erhalten, was sie dann „Eingemachtes“ nennen, von den lieben Kindern der Süße wegen ganz besonders genährt, wenn auch nicht immer zum Besten ihres Magens begehrt; Kranken vermehrt der übergroße Zuckergehalt den Durst, und sie ziehen meist vor, den Fruchtsaft nur mit Wasser verdünnt zu genießen.

Die Johannisbeere mit Zucker aufzuwiegen mag ihrer natürlichen Säure wegen noch gerechtfertigt sein, hingegen wird mit Zucker bei anderen Früch- ten große Verschwendung getrieben, und der natürliche Fruchtgeschmack durch die Süßigkeit verdeckt. Wenn aber durchaus „eingemacht“ sein wollen, so mag es für das Vereerenobst noch am statthaftesten sein, es überausend das Aroma der Waldbeere selbst die stärkste Kochhöhe.

Für das Steinobst ist entschieden das Kochen in gefüllten Fruchteglastern im Dampfe vorzuziehen, die Frucht bleibt nahezu unverändert, und wir ersparen den Zucker.

Zu Compotes verwendet ist nur der Fruchtsaft mit etwas Wasser und Zucker heiß über die Früchte zu gießen, denn durch erneuertes Kochen wür- den dieselben Ansehen und Geschmack verlieren.

Zur Verzierung von Torten, kalten Bubbings u. s. ist dieses Eingemachte ebenso geeignet, als das Zucker-Eingemachte, auch ist es im Haushalte weit an- wendbarer, sei es zum Plaumentuchen der Weihnachts- oder gar zum Feich- tuchen der Osterfesttage; seine Haltbarkeit steht bei richtiger Behandlung außer Zweifel, anzurathen ist nur, keine sehr großen Gläser zu füllen, weil das einmal angebrochene Glas allsobald verbraucht werden muß.

Wenn auch im Handel die verpackten Fruchteglastern mit ihrem appetit- lichen Inhalte etwas Allgemeines sind, so versehen sich unsere Hausfrauen zu ihrer Bereitung deshalb so selten, weil sie dieselbe für umständlich oder gar gefährlich halten, deshalb sei denselben die einfache Behandlung, welche ihnen in jedem kleinen Herdofen während des Speisefochens möglich gemacht ist, hier wiederholt:

Nimm hierzu das schönste, vollständig reife, aber doch noch feste und trockne Obst, befreie es von den Stielen und Steinen und belege es sorgfältig. Leg es alsdann in Gläser mit weiten Hälsen und stoße dieselben beim Einfüllen mehrere Male auf etwas Weiches, damit sich die Früchte dichter zusammenlegen. Sind die Gläser ganz voll, so verbinde sie zuerst mit Wein- wand, alsdann mit Rindsblase, die zuvor in warmem Wasser gelegen hat und abermals fest zugebunden werden muß.

Alsdann stelle die Gläser in einen Kessel, der etwas höher ist, als diesel- ben, fülle den Raum zwischen und unter den Gläsern sorgfältig mit Heu aus und gieße bis zur Hälfte der Gläser kaltes Wasser ein. Stelle den Kessel auf ein starkes Feuer, lasse es, wenn es anfängt zu kochen, noch 25 Minuten auf dem Feuer stehen. Sobald der Dampf zu stark wird, entferne den Deckel des Kessels. Nach Verlauf der bestimmten Zeit entferne den Kessel vom Feuer, decke ihn wieder zu und lasse die Gläser darin abkühlen. Nachdem sie gut abgetrocknet worden, bewahrt man sie an einem kühlen und trockenen Orte auf.

Eine weitere Art Früchte zu conserviren, welche hauptsächlich auch den männlichen Gauen zu reizen vermögen, ist folgende: Wenn im Frühlinge die ersten Früchte reifen, wird ein luftdicht durch geschliffenen Glaspropfen verschlossenes Glas, welches etwa 4 Liter hält, mit $\frac{1}{2}$ Liter Urat gefüllt, Erdbeeren, Himbeeren, Kirichen zu gleicher Portion mit Zucker aufgemoggen und hinzugehan. Jede Frucht, welche die Jahreszeit bietet, wird in ausgetrockneten Exemplaren mit gleichem Gewichte Zucker dem Ganzen beigelegt, wobei sich jedes- mal ein leichtes Umrühren mit silbernem oder hölz- ernem Löffel von selbst versteht.

Auch dieses „Eingemachte“ hält sich Jahre lang vor- trefflich.

Mathilde Zeller.

Pflanzenabdrücke und Phantombouquets. Eine hübsche Spielerei, die, wenn sie von Geschmack und Ge- schick geleitet wird, zur gefälligen Decorirung von aller- lei Gegenständen aus Holz, Papier, Leinwand u. s. dienen kann, ist die Wiedergabe von Pflanzentheilen, als Abdrücke in Schwarz und anderen Farben. Schon seit alter Zeit sind wiederholt ähnliche Arbeiten, an denen sich auch der minder Talentirte versuchen kann, um et- was dem Auge Gefälliges zu schaffen, mobern gewesen, so auch scheint es, als ob sich denselben wiederum die Günst der Damenwelt zuwendete; wir wollen deshalb, was wir hierüber wissen, ausplaudern, in der Hoffnung, dadurch für Unterhaltung und anregende Beschäftigung während mancher müßigen Stunde der Sommerfrische Sorge getragen zu haben.

Die Kunstfertigkeit, Pflanzenblätter mit ihren Rip- pen und Adern mit Hilfe von Kleber u. s. auf Papier abzuklatschen, ist sehr alt und nicht immer nur als Spielerei geübt worden; sie wird schon in den ältesten sogenannten „Kunstbüchern“, unter Andern in dem zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erschienenen Kunst- buch des Alexius Bedemontanus beschrieben und dort bemerkt, man könne auf diese Weise ganz artige Tapeten, auch mit bunten Farben, zur Verzierung der Zimmer machen. Schon damals und später wieder bis zu Anfang unseres Jahrhunderts gab man botanische Werke, durch solche Pflanzenabdrücke illustirt, die auch wohl nachträglich illumirt wurden, heraus. Beispiels- weise erschien im Jahre 1757 in Berlin eine vom Director der Realchule, Feder, herausgegebene Ber- liner Flora, ein „Abdruck der Kräuter und Blumen nach der besten Abzeichnung der Natur, zur Beförderung der Erkenntniß des Pflanzenreiches“.

Unsere Zeit, die in der Photographie und den durch dieselbe ermöglichten Druckverfahren von Stein, Metall und Glas (Photolithographie, Woodburytypie und Licht- druck) gewaltige Bundesgenossen zur schnellen, wohlfeilen und getreuesten Wiedergabe der Natur besitzt, hat die Kunst Pflanzenabdrücke nach alter Weise zur Illu- stration botanischer Werke zu verwerthen längst verge- sen und nur in einer anderen vollkommener Form ist sie vor etwa zwanzig Jahren noch einmal und zwar als eine in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien gemachte Erfindung, als Natur-Abdruck aufgetaucht. Vornehmlich dieser Erfindung, die innerhalb wenn auch enger Grenzen einen stets bleibenden Werth be- halten wird, mit kurzen Worten hier gedacht. Der

Naturstoffdruck besteht in der Kunst, von Gegenständen der Natur oder Industrie, wie Spitzen, Stidereien, Pflanzen, Insecten zc. durch das Original auf einfache und schnelle Weise Druckformen herzustellen. Die Platte zc. wird dazu zwischen eine Kupfer- und eine Bleiplatte gelegt, die man durch zwei festgeschraubte Walzen laufen läßt.

Die einfachste Art und Weise Pflanzenabdrücke, oder „Schattenrisse“ wie man sie früher nannte, zu erhalten ist die, daß man den allerfeinsten gelblichen Ruß (Kampenschwarz) mit seinem Olivenöl anreibt und damit ein Blatt Papier bestreicht.

Nach dem Einlegen in die Gefäße bedeckt man die Pflanzentheile mit weichem reinem Wasser, dem auf jedes Quat zwei Eßlöffel voll von der Chloralkali-Lösung zugemengt werden.

Man werden sie sorgfältig herausgenommen, in warmem Wasser viele Male gespült, sehr sanft abgetrocknet und in ein Tuch zum Pressen gelegt.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 178.

R O M A
O L I M
M I L O
A M O R

Buchstaben-Räthfel.

Table with 4 columns and 4 rows containing the words: E D D E, M O O M, M A A M, E N N E.

Das erste Wort ist gar keiner; das zweite eine durch ihren Käse berühmte Stadt; das dritte, die Umkehrung des zweiten, ist eine Farbe; das vierte, die Umkehrung des ersten, wurde im Alterthum sehr geschätzt. Die vier Worte untereinander geschrieben geben nach allen Richtungen gelesen stets denselben Sinn.

Correspondenz.

B. S. in Abendt. Waschen Sie den fraglichen Stoff lauwarm in Wasser, dem etwa auf 10 Theile ein Theil Salmiakgeist zugelegt wurde; die Farbe verändert sich darin nicht, nur müssen Sie stärkeres Reiben vermeiden, da das Muster nicht allzu fest auf dem Stoff haftet.

Nach dem Einlegen in die Gefäße bedeckt man die Pflanzentheile mit weichem reinem Wasser, dem auf jedes Quat zwei Eßlöffel voll von der Chloralkali-Lösung zugemengt werden.

Man bedarf dazu vorerst einen irdenen Krug von erforderlicher Größe, in welchem die Blätter zc. die man steletomieren will, mit Wasser macerirt werden. Die Blätter pflegt man, sobald sie ihr völliges Wachstum erreicht haben, und zwar wählt man nur solche Exemplare, die völlig fehlerfrei sind.

„Handschuh“. Bei der Sommer-Toilette hängt es ganz von der Form und Weite des Armeles ab, wie lang der Handschuh sein muß. Bei ein gewöhnlichen, nicht allzu weiten Armele genügen Handschuhe mit 4 Knöpfen.